Die Vandoux.

Roman

von

Gustave Aimard.

Einzig berechtigte deutsche Uebersetzung.

Zweiter Theil.

Wien.
Tendler & Comp.
1868.

Die Vaudoux.

Zweiter Theil.

XVI.

Der Talisman.

Der Morgen war schon ziemlich weit vorgerückt, es war nahe an Mittag, eine glänzende Sonne warf verschwenderisch ihre glühenden Strahlen auf die Landschaft, die vor Hitze verschmachtete.

Marcelin, freudig bewegt über das, was er gethan hatte, brach mit der Schnelligkeit eines von der Jagd verfolgten Rehes durch die Büsche.

Ohne seinen Lauf zu mäßigen, fand er sich mit wunderbarem Scharfsinne mitten unter diesen unentwirrbaren Baumgruppen zurecht, die von zahllosen nach allen Richtungen sich kreuzenden Pfaden durchschnitten waren, und die den Wald zu einem wahren Labyrinthe machten, in dem jeder Andere, als ein alter Waldläufer sich in den ersten fünf Minuten verirrt hätte.

Zuweilen blieb er stehen, und durchforschte mit ängstlichem Blicke das zunächstliegende Gestrüpp, lauschte eine oder zwei Minuten, dann faßte er seine Hüften, warf den Kopf zurück, und begann nach der Gewohnheit der Neger, wenn sie zufrieden sind, wie ein Affe umherzuspringen, indem er ein lautes Gelächter ausstieß.

Was auch immer die europäischen Humanitär-Philosophen, welche niemals ihr Arbeitszimmer verlassen haben, und die schwarze Race nur aus den mehr oder minder wahrheitsgetreuen über dieselbe veröffentlichten Berichten kennen, sagen mögen, es steht darum doch fest, daß die Neger ihre Emancipation niemals ernsthaft aufgefaßt haben.

Sie sind in Wirklichkeit nichts Anderes als große Kinder, ohne Kraft und ohne Voraussicht, in deren Herzen der Keim aller Laster sowie aller Tugenden des menschlichen Geschlechtes liegt, leicht zum Bösen geneigt, beinahe unfähig zum Guten, Alles auf's äußerste treibend, und unbekannt mit den ersten Grundbedingungen des gesellschaftlichen Lebens.

Es wird noch lange Zeit dauern, und leider wird noch viel Blut vergossen werden, bevor diese schrecklichen Kinder ehrliche und arbeitsame Männer werden, welche das Familienleben, dieses allmächtige Band der Gesellschaft zu begreifen im Stande sind.

Nachdem Marcelin der Freude seines Herzens Luft gemacht, und so gelacht hatte, daß er fast den Athem verlor, stürzte er wieder wie ein Pfeil davon, um dieselbe Scene einige Minuten später wieder aufzuführen.

Der brave Junge hatte allerdings Ursache sich zu freuen, während mehr als fünfzehn Stunden hatte er sich widerstandslos in den Klauen des Tigers befunden, und er hatte diese furchtbare Probe bestanden, nicht nur ohne einen Ritz davonzutragen, sondern es war ihm sogar gelungen, sich das Vertrauen des Vaters Vaudo u zu erwerben, d. h. desjenigen Mannes, welcher für den schlauesten und durchtriebensten unter allen Negern von San-Domingo galt, und

das, nachdem er ihm einzeln, eines nach dem anderen, und gleichsam spielend alle seine verborgensten Geheimnisse abgelockt hatte.

Das Bewunderungswürdigste in diesem Kampfe der List zwischen den beiden Männern war der Umstand, daß der Vaudou, ohne sichtbar dazu gezwungen zu werden, dahingebracht worden war, die gefährlichsten Enthüllungen zu machen, und seine geheimsten Pläne preiszugeben, indem er dabei in seinem Innern fest überzeugt blieb, daß er nicht nur nichts gesagt habe, sondern daß er eine über alles Lob erhabene Verschwiegenheit bewiesen habe.

Mehrere in den Augen von Floréal Apollo mehr oder minder stichhältige Gründe hatten dazu beigetragen, dieses Resultat herbeizuführen.

Vor Allem wiederholte ihm der junge Mann jeden Augenblick, daß er nichts wissen wolle, und er zeigte auf diese Art eine solche Geschicklichkeit ihn nach jeder Mittheilung durch seine ewigen Verwahrungen aufzuhalten, daß er ihn einzureden vermochte, er habe wirklich nichts gesagt.

Ueberdies hatte Vater Vaudou seinem Gast derart zugesetzt Rum zu trinken, und dieser hatte den Betrunkenen mit einer solchen Naturwahrheit gespielt, daß Floréal, ungeachtet seiner Gewandtheit, vollständig getäuscht wurde.

Außerdem, und dies war der entscheidendste Grund, hatte der junge Mann ihm eine auf seinem Arme eingebrannte geheimnißvolle Hieroglyphe gezeigt, welche nur diejenigen tragen können, welche in der furchtbaren Gesellschaft der Vaudoux den ersten Grad der Eingeweihten

erreicht haben, ein Zeichen, welches ihnen als Erkennungszeichen dient und nothwendiger Weise das vollständigste Vertrauen zwischen ihnen herbeiführt.

Von diesem Augenblicke an betrachtete Floréal den jungen Menschen als seinen Bruder; Beide waren sie Obis, folglich durften sie keine Geheimnisse mehr vor einander haben.

Aber wie so war Marcelin, der die Secte der Vaudoux verabscheute, dem ihre blutgierigen Gebräuche Schrecken einflößten, und der sich so hochherzig geopfert hatte, um ihren Untergang und ihre Vernichtung herbeizuführen; wie so — fragen wir — war Marcelin ein Mitglied dieser von ihm verabscheuten Gesellschaft und wie so trug er auf seinem Arme diese geheimnißvolle Tätowirung?

Wir wollen dies mit wenigen Worten erklären, denn durch ein providentielles Zusammentreffen von Umständen ergaben sich aus dieser unerwarteten Erkennung, welche den jungen Mann plötzlich zu dem höchsten Range innerhalb der Secte erhob, und eine Person von größtem Einflusse aus ihm machte, später jene Ereignisse, welche, wenn auch nicht die vollständige Ausrottung der Vaudoux, doch die Vernichtung derselben als Gesellschaft herbeiführten.

Sagen wir vor Allem etwas, was seltsam klingen mag, aber nichtsdestoweniger wahr ist, nämlich daß Marcelin die Macht des Talismanes selbst nicht kannte, bevor er sich desselben bedient hatte, und daß es nur ein Zufall war, der ihn, als er das Mißtrauen Floréal Apollo's, und folglich die Gefahr, in der er sich befand, in ungeheurem Maße wachsen sah, in Folge einer jener plötzlichen Ein=

gebungen, die den Geist entschlossener Männer im Augenblicke der Gefahr durchzucken, bestimmte, sich desselben zu bedienen.

Folgendes war der eigenthümliche Zufall, durch den der junge Neger in den Besitz dieses allmächtigen Talismans gelangt war.

Marcelin war noch sehr jung, er zählte noch kaum vier oder fünf Jahre, er und seine Mutter waren noch Sclaven jenes Herrn, nach dessen später erfolgtem Tode sie Herr Duchauvelle kaufte, um ihnen dann die Freiheit zu geben, wie wir es weiter oben erzählt haben. Die Mutter Marcelin's sah eines Tages in Galveston, einer Stadt in Texas, wo ihr Herr lebte, als sie Morgens die Hausthür öffnete, einen alten Neger bewegungslos auf der Schwelle des Hauses hingestreckt.

Dieser Mann war ohnmächtig, er schien sterbend und sein Blut strömte aus drei Wunden, von denen sich die eine am Kopfe und die anderen zwei in der Brust befanden.

Die Negerin von Mitleid ergriffen und nur ihrem guten Herzen folgend, hob den Verwundeten auf, lud sich denselben auf die Schultern, trug ihn in das Haus, und von dort in die elende Hütte, die ihr zur Wohnung diente, und legte ihn auf die schlechte Lagerstätte von trockenen Blättern und Schaffellen, welche ihr und ihrem Kinde als gemeinschaftliches Bett diente.

Nachdem sie diese Pflicht erfüllt hatte, wusch sie die Wunden des armen Negers, verband dieselben so gut sie es vermochte, und ging dann zu ihrem Herrn, um dem-

selben von dem, was sie gethan hatte, Rechenschaft zu geben.

Dieser war, wie wir bereits bemerkt haben, ein menschlicher und großmüthiger Mann.

Statt seiner Sclavin Vorwürfe zu machen, wünschte er derselben Glück, forderte sie auf, in ihrem guten Werke fortzufahren, ließ einen Arzt rufen, und verpflichtete sich die Arzneien zu bezahlen.

Vor Allem aber war es nöthig zu erfahren, wer dieser Mann war, ob er ein Freier oder ein Sclave sei, weil in dem letzteren Falle das Gesetz vorschrieb, denselben sogleich todt oder lebend zu seinem Herrn zurückzubringen.

Der Zustand des Verwundeten war sehr ernst, er konnte nicht sprechen und war folglich außer Stande, eine Auskunft über seine gesellschaftliche Stellung zu geben; es blieb also nichts anderes übrig, als zu warten.

Einige Tage verflossen.

Dank der sorgfältigen und verständigen Pflege, welche die gute Negerin dem Verwundeten zu Theil werden ließ, befand sich derselbe jedoch bald außer Gefahr.

Nun befragte man ihn.

Dieser Mann war frei, folglich vollkommen Herr seiner Handlungen, und Niemand außer Gott hatte — dies seine eigenen Ausdrücke — ein Recht auf ihn.

Nichtsdestoweniger, ungeachtet der lebhaften Dankbarkeit, welche er gegen die Negerin, der er sein Leben verdankte, empfand, oder wenigstens zu empfinden schien, ließ er sich niemals herbei, derselben mitzutheilen, in Folge welcher geheimnißvollen und schrecklichen Ereignisse er so

schwer verwundet und für todt auf der Straße liegen gelassen worden war, und obgleich er genau zu wissen schien, wer seine Mörder waren, weigerte er sich doch standhaft, sie zu nennen, indem er beständig durch Verneinungen und Ausflüchte auf alle Fragen, die man in dieser Angelegenheit an ihn richtete, antwortete.

Als der alte Neger endlich von seinen Wunden gänzlich hergestellt war, bat er den edelmüthigen Franzosen, der ihn so mildherzig bei sich aufgenommen hatte, um eine Unterredung, eine Bitte, welche derselbe sogleich bewilligte.

Die beiden Männer blieben mehrere Stunden mit einander eingeschlossen; nichts von dem, was sie mit einander gesprochen, verlautete nach außen; nur erklärte der Neger, als er aus dem Zimmer des französischen Kaufmannes trat, daß er am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang nicht nur dies Haus, sondern das Land verlassen werde.

Der französische Kaufmann hatte dem Neger eine kleine Summe Geldes gegeben, um seine ersten Bedürfnisse bestreiten zu können, und hatte, um seine gute Handlung zu vollenden, ihm einen Platz auf einem amerikanischen Schiffe genommen und bezahlt, welches am nächsten Tage mit Sonnenaufgang nach Liberia segeln sollte, jener Republik der Schwarzen, welche, wie wir weiter oben erzählt haben, von einigen Negerfreunden der Vereinigten Staaten an der Küste von Afrika östlich vom Cap Mesurado gegründet worden war.

Das Erstaunen aller Hausgenossen bei dieser unerwarteten Nachricht war ungeheuer.

Der Neger wurde, wie man sich leicht denken kann,

von den Sclaven mit Fragen überhäuft; aber er entledigte sich, so gut es eben ging, der Zudringlichen, die ihn belästigten, und nachdem er die Negerin ersucht hatte, ihm zu folgen, zog er sich mit derselben in ihre Hütte zurück.

„Hört mich an, gute Frau," sagte er zu ihr, als sie allein mit Marcelin waren, der sorglos in einer Ecke spielte, „ich verdanke Euch nicht nur mein Leben, sondern auch das Wohlsein und die Ruhe, deren ich genießen werde, bis es Gott gefällt, mich zu sich zu rufen."

„Ich habe nur die Gebote der Menschlichkeit befolgt, indem ich Euch pflegte," erwiederte die Negerin.

„Ihr seid ein gutes Geschöpf, und Dank Eurem Herrn werde ich in der Zukunft nichts mehr von meinen Feinden zu fürchten haben, und meine letzten Tage werden mir ohne Sorgen verfließen."

Die Negerin horchte mit Neugierde auf, sie erwartete eine Enthüllung; aber ihre Hoffnung ward getäuscht; der Greis fuhr in diesem Ideengange nicht fort, sondern er änderte im Gegentheil den Gesprächsgegenstand.

„Ihr wißt, daß ich morgen abreise," sagte er nach einigen Secunden des Nachdenkens. „Ich möchte Euch nicht für immer verlassen, ohne Euch einen Beweis meiner Dankbarkeit zurückzulassen, aber ach! ich bin sehr arm."

„Laßt Euch das nicht grämen, Onkelchen!" sagte die Negerin, indem sie sich des freundschaftlichsten Ausdruckes bediente, welcher bei den Negern Greisen gegenüber gebräuchlich ist, „ich habe nur meinem Herzen gefolgt und ich finde mich nun, da Ihr hergestellt und glücklich seid, hinreichend belohnt."

„Nichtsdestoweniger möchte ich Euch doch ein An=

denken an mich zurücklassen," sagte der Alte, seinen Gedanken verfolgend.

„Wozu?"

„Vielleicht giebt es doch ein Mittel..."

„Pah! Ihr seid nicht reich, Ihr habt es ja soeben selbst gesagt, Onkelchen, macht Euch meinetwegen keine Sorgen, behaltet das Wenige, was Ihr besitzt, Ihr werdet dasselbe ohne Zweifel in dem Lande, in das Ihr reiset, bedürfen."

„Es handelt sich nicht um Geld."

„Um was handelt es sich denn?"

Der Neger dachte neuerdings einige Augenblicke nach. Endlich, nachdem er einen unruhigen Blick rings um sich geworfen hatte, wie um sich zu überzeugen, daß er mit der Negerin ganz allein sei und daß kein Spion ihn belauschen könne, sagte er mit leiser und zitternder Stimme, indem er sich neben die Negerin setzte und seinen Mund an ihr Ohr legte:

„Nicht wahr, Ihr habt von einer geheimnißvollen Secte sprechen gehört, welche unter den Negern afrikanischen Ursprungs besteht, von einer allmächtigen Secte, welche ihre Urtheile im Dunkeln fällt, welche ihre Feinde überall erreicht, welche vernichtende Gifte besitzt und deren bloßer Name die tapfersten Männer mit Entsetzen erfüllt, und vor Schrecken erstarren läßt."

„Die Vaudoux!" murmelte die Negerin, indem sie das Zeichen des Kreuzes machte.

„Ja, die Vaudoux!" fuhr er mit noch leiserer Stimme fort, „diese Dämone besitzen eine seltsame Macht; Niemand kann ihren Streichen entgehen. Nun wohl, bevor ich mich von Euch trenne, will ich Euch eine unauslöschliche

Erinnerung meiner Dankbarkeit zurücklassen. Ich kann nicht Euch, wohl aber Euren Sohn für immer von ihren verbrecherischen Angriffen schützen, wenn sein Verhängniß ihn mit ihnen zusammentreffen lassen sollte."

„Ich verstehe Euch nicht, Onkelchen. Seid Ihr denn ein Mitglied dieser verfluchten Secte?"

„Was liegt daran, wer ich bin," erwiederte er mit rauher Stimme und einer Geberde der Ungeduld, „ich habe eine Schuld gegen Euch eingegangen, und ich schlage Euch vor, sie abzutragen. Willigt Ihr ein?"

„Was habt Ihr vor?" erwiederte sie ausweichend, denn das arme Weib fühlte unwillkürlich Furcht.

Der Greis schlug einen der Aermel seines Hemdes zurück, und indem er der Negerin eine seltsame auf seinem Arm eingeätzte Zeichnung zeigte und den Finger auf diese Tätowirung legte, sagte er:

„Seht her! Euer Sohn ist hier, ruft ihn her, ich will ihm ein Zeichen wie dieses hier einätzen."

„Nun und dann?" fragte die Mutter mit unruhiger Neugierde.

„Was dann?"

„Nun, und wozu soll ihm das nützen?"

„Dieses Zeichen ist ein Talisman, der ihn unverletzlich machen wird, so schwere Beleidigungen er sich gegen die Vaudoux auch zu Schulden kommen lassen mag. Der Anblick dieser Hieroglyphen wird genügen, um sie für immer auf ihre gegen ihn gerichteten Pläne verzichten zu lassen und ihrer Rache Fesseln anzulegen."

„Aber wie kam es denn," sagte sie nach einer augenblicklichen Pause, „daß Ihr, die Ihr dieses Zeichen trägt,

verwundet und für todt auf der Schwelle unseres Hauses liegen gelassen wurdet?"

„Was berechtigt Euch, vorauszusetzen, daß ich durch die Vaudoux mörderisch angefallen wurde?" fragte er mit einem gewissen Zaudern, aber indem er sie mit seltsamer Starrheit anblickte.

„Nichts, Onkelchen," erwiederte sie schüchtern, „aber es scheint mir, da dieser Talisman so mächtig ist, so hätte er Euch vor dem Hasse Eurer Feinde, wer immer dieselben auch sein mögen, schützen sollen."

„Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht," erwiederte der Greis achselzuckend. „Ja oder nein? Nehmt Ihr meinen Antrag an? Die Zeit drängt mich, sprecht!"

„Ich weiß nicht, was ich antworten soll," sagte sie, mit zweifelvoller Miene den Kopf schüttelnd, „ich bin nur ein armes unwissendes Weib, und das Alles flößt mir Furcht ein."

Während sie so halblaut sprachen, hatte sich das Kind nach und nach ihnen genähert, und betrachtete neugierig die seltsame Zeichnung, welche mit rother Farbe auf dem rechten Vorderarm des Greises eingeätzt war.

„Onkelchen," sagte das Kind plötzlich mit schmeichelnder Stimme, „es ist recht böse von der Mutter, Dir etwas zu verweigern. Sieh, hier ist mein Arm, und mache mir eine recht schöne Zeichnung, so eine, wie Du hast."

„Du willst es, mein Kind?"

„Ja, ich will es."

„Du wirst keine Furcht haben?" fuhr der Greis lächelnd fort, „Du wirst nicht schreien? Ich sage Dir im Vorhinein, daß Dir das sehr wehe thun wird."

Das Kind sah den Greis mit fröhlichem Lächeln fest an, dann sagte es stolz: „Ich werde nicht schreien, sei ruhig und fange nur an."

Der Greis sah auf die Mutter.

„Vielleicht ist es ein Fingerzeig Gottes," murmelte sie, „sein Wille geschehe."

Der alte Neger machte sich sogleich an's Werk.

Die Operation dauerte beinahe zwei Stunden.

Obwohl der Schmerz groß war, die Brauen des Kindes sich manchmal zusammenzogen und Thränen in seine Augen traten, ertrug er doch die Qual mit stoischem Muthe, und wie er es versprochen hatte, stieß er weder einen Schrei noch einen Seufzer aus.

Als die Tätowirung beendet war, verband der Greis den Arm des Kindes und sagte, indem er es auf die Stirne küßte, zu ihm:

„Du wirst ein Mann werden."

Marcelin lächelte mit Stolz und nachdem er seiner Mutter einen freudigen Blick zugeworfen hatte, fing er fröhlich wieder zu spielen an, als ob nichts Außerordentliches vorgefallen wäre.

„Erst in drei Tagen dürft Ihr den Verband herabnehmen, den ich auf die Tätowirung gelegt habe," sagte der alte Neger zu der Mutter, „dann wird Euer Sohn vollständig hergestellt sein. Und nun noch eine letzte Empfehlung: Unterlaßt nicht, wenn Euer Sohn in dem Alter sein wird, um Euch zu verstehen, seinem Gedächtnisse das Eine Wort Obi fest einzuprägen, er soll es in der Stunde aussprechen, in der er gezwungen sein wird, dieses Zeichen den Häuptlingen der Vaudou-Secte zu zeigen. Nicht wahr,

Ihr werdet Euch genau daran erinnern an das Wort: Obi?"

„Ich werde mich daran erinnern, Onkelchen, und was auch immer geschehen möge, habt Dank für den Dienst, den Ihr die Absicht hattet uns zu erweisen.

Tags darauf reiste der Greis ab.

Seitdem erschien er nicht wieder und man hörte auch nichts mehr von ihm.

Viele Jahre verflossen seitdem.

Die Negerin befolgte genau den Auftrag, den sie erhalten hatte, indem sie ihrem Sohne das geheimnißvolle Wort, welches ihr der Greis, bevor er schied, gesagt hatte, so oft wiederholte, bis es sich unauslöschlich seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte.

Marcelin hatte während seiner Zusammenkunft mit Floréal Apollo, dessen böse Absichten in Beziehung auf sich er argwöhnte oder vielmehr errieth, nicht gezögert, von seinem Talismane Gebrauch zu machen, und wir müssen bekennen, daß er selbst über die Veränderung erstaunt war, welche plötzlich in dem Sinne des Königs Vaudou vorgegangen war, als er das magische Wort aussprechen hörte und das geheimnißvolle Brandmal auf dem Arme des jungen Menschen erblickte.

XVII.

Die Grotte.

Wir lassen für jetzt den jungen Neger, den wir übrigens sehr bald wieder finden werden, fröhlich seinen Weg gegen Port-au-Prince fortsetzen, und kehren zu seinem

Herrn zurück, den wir schon seit lange, wir wollen nicht sagen aufgegeben, aber doch ein wenig vernachlässigt haben.

Eine große Unruhe herrschte in der Grotte der schwarzen Berge.

Es war beinahe sechs Uhr Abends und Marcelin, der seit dem vorigen Tage mit Sonnenuntergang fortgegangen war, war noch nicht wieder erschienen.

Diese Grotte, in welche wir unsere Leser zu führen schon Gelegenheit gehabt haben, und welche Herrn Duchauvelle alt Hauptquartier diente, umschloß in diesem Augenblicke fast alle hervorragenden Persönlichkeiten unserer Erzählung.

Wie verabredet worden war, waren Herr Colette und Herr von Antragues gegen drei Uhr Nachmittags gekommen, um sich mit ihrem Freunde zu vereinigen, da sie sich vom ganzen Herzen seinem Hasse und seinen Racheplänen gegen die geheimnißvollen Mörder der unglücklichen Martha anschlossen.

Angela, zwar von ihrer Wunde fast schon ganz hergestellt, aber doch noch zu schwach, um ihr Gemach zu verlassen, war allein auf der Plantage zurückgeblieben, wo sie sich unter dem Schutze des französischen Gastes der Familie Colette und einiger alter, vertrauter und gut bewaffneter Diener befand.

Uebrigens hatte sie keinen Angriff zu fürchten.

Die Plantage war gegen einen Handstreich vollkommen sicherhergestellt, denn eine ganze Compagnie Soldaten, welche von Port-au-Prince herbeigeeilt war, und höchstens zwei Büchsenschüsse entfernt im offenen Felde lagerte,

wachte über die Zugänge zu der Besitzung und bildete die treuergebene Garnison derselben.

Herr von Colette und sein zukünftiger Schwager nahmen sich übrigens vor, alsogleich nach Sonnenuntergang auf die Plantage zurückzukehren, da sie unter keinem Vorwande eine Nacht von derselben entfernt zubringen wollten.

Vergeblich hatte Herr Duvauchelle mit Hülfe eines ausgezeichneten Fernrohrs den Horizont nach allen Richtungen erforscht; so weit der Blick reichte, war die Gegend einsam und menschenleer.

Nichtsdestoweniger hatte sich an demselben Tage ein seltsames Ereigniß zugetragen, welches dem Herrn des jungen Negers viel zu denken gab, und welches genau zu erklären ihm bis jetzt nicht gelungen war.

Dieses Ereigniß war folgendes:

Des Morgens ungefähr gegen eilf Uhr hatte Herr Duvauchelle plötzlich am Fuße des Gebirges von Curidas eine Gruppe emporsteigen gesehen, die aus zwei Personen bestand, von denen die eine die andere auf den Schultern trug. Ungeachtet der großen Entfernung hatte der Pflanzer in der ersten Floréal Apollo und in der zweiten Marcelin zu erkennen geglaubt.

Floréal hatte Marcelin am Fuße eines Baumes niedergelegt, wo derselbe träge und bewegungslos, als wäre er ohne Leben, liegen blieb, dann, nachdem Floréal den jungen Neger einen Augenblick betrachtet hatte, hatte er sich wieder gegen das Gebirge gewandt, und war plötzlich verschwunden, ohne daß es Herrn Duvauchelle möglich gewesen wäre zu entdecken, wo er sich verborgen hatte.

Was den andern betrifft, den der Pflanzer für Marcelin hielt, so war derselbe einen Augenblick später in die Höhe gesprungen, und kaum einige Secunden später in vollem Laufe in den Wald eingedrungen.

Seitdem hatte Herr Duvauchelle vergeblich die ganze Landschaft, den Weg nach Leogano und den nach Port-au-Prince durchforscht, Marcelin oder der Mann, den der Pflanzer für denselben gehalten hatte, war unsichtbar geblieben.

„Ich muß mich getäuscht haben," murmelte er entmuthigt, indem er mit der flachen Hand die Röhren seines Fernrohres zusammenschob, nachdem er neuerdings die Gegend mit eben so geringem Erfolge als früher durchforscht hatte; „nein, es ist nicht Marcelin, den ich heute früh gesehen habe, der hochherzige Versuch des Unglücklichen wird mißglückt, und er diesem Elenden zum Opfer gefallen sein."

„Hm! er ist sehr schlau und sehr geschickt," bemerkte Herr Colette, indem er mit zweifelnder Miene den Kopf schüttelte.

„Ja, aber der arme Bursche hatte mit einem zu thun, der ihm überlegen war; Du kennst die List und Schlauheit Floréal Apollo's, dieses Menschen, der für das Böse geboren zu sein scheint."

„Das ist wahr, sie werden ihn behandelt haben, wie meinen armen Lucien," sagte der Pflanzer, indem er einen Seufzer unterdrückte.

„Sind Sie aber dieses jungen Menschen auch vollkommen sicher, werther Herr?" fragte Herr d'Antragues, der sich bis jetzt noch nicht in das Gespräch gemischt hatte.

„Ich bitte, von wem sprechen Sie, mein Herr?“

„Von dem jungen Manne, den Sie, wie ich glaube, Marcelin nennen.“

„Dessen bin ich sicher, wie meiner selbst, mein Herr,“ rief Herr Duvauchelle mit Entschiedenheit. „Marcelin ist ein Mann von Herz in der vollsten Bedeutung dieses Wortes, er ist mir eben so wie seine Mutter mit Leib und Seele ergeben und er würde sich ohne Zaudern für mich tödten lassen.“

„Das ist gewiß in Ihrem Munde, mein Herr! ein großes Lob für den jungen Menschen, ich kenne Ihren Diener gar nicht, es ist mir daher unmöglich eine bestimmte Meinung in Bezug auf ihn auszusprechen, ich erlaube mir nur Sie darauf aufmerksam zu machen, daß er der reinen und unvermischten Race angehört.“

„Was soll das bedeuten, mein Herr?“

„Ich will Ihre Frage durch eine andere Frage beantworten. Glauben Sie, daß ein Neger einem Weißen oder einem Farbigen, sei es ein Mulatte oder ein Mestize wirklich ergeben sein könne?“

„Das läßt nicht den geringsten Zweifel zu, mein Herr, und ohne bis zu den unheilvollen Zeiten des Unabhängigkeitskrieges zurückzugehen, einer Epoche in der Hunderte von armen Sclaven sich für die Rettung ihrer Herren, über die sie sich doch größtentheils bitter zu beklagen hatten, opferten, haben wir selbst jetzt in unseren Tagen in diesem Lande unwiderlegliche Beweise von der Treue, mit welcher Neger eingegangene Verpflichtungen erfüllten.“

„Ich gebe das zu, mein Herr, aber nur als Ausnahme von der Regel.“

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie Unrecht haben, mein Herr! Die schwarze Race ist von den Weißen zu wenig gekannt und wird besonders mit ungerechter Parteilichkeit beurtheilt; was man auch gegen sie sagen möge, sie ist eine kräftige, mächtige und intelligente Race, die, glauben Sie mir, alle Keime edler Empfindungen in sich trägt.“

„Die Keime vielleicht,“ erwiederte Herr von d'Antragues lächelnd.

„Sie stehen ganz auf dem europäischen Standpunkte, lieber Freund,“ sagte Herr Colette, indem er sich in das Gespräch mischte, „Sie wissen nicht das Geringste über die geistige Beschaffenheit dieser Menschen, die Sie beurtheilen wollen, und denen Sie in Ihrem Innern kaum den Instinct der Thiere zugestehen. Sie sehen in dem Neger immer nur den Sclaven.“

„Nichts desto weniger, lieber Freund, werden Sie glaube ich zugeben müssen, daß Floréal Apollo und die Elenden, die ihm gleichen, und die beiläufig bemerkt viel zahlreicher sind, als man voraussetzt, in der That nichts Anderes als eine Art von wilden Bestien mit Menschenantlitz sind.“

„Gewiß gebe ich das zu, aber nichts desto weniger muß ich gestehen, daß ich sie eben so sehr beklage als verdamme; denn nur die mangelnde Erziehung macht aus ihnen wilde Bestien, klären Sie sie auf, belehren Sie sie und Sie werden Menschen aus ihnen machen.“

„Wollen Sie läugnen,“ sagte Herr Duvauchelle mit

Eifer, „daß in Europa, ja selbst in Frankreich, bei dieser aufgeklärten Nation, welche glorreich an der Spitze aller anderen einherschreitet, wollen Sie, sage ich, läugnen, daß man bei jedem Schritte noch viel scheußlichere Verbrecher als Floréal Apollo und seine fanatischen Anhänger findet. Lesen Sie die Zeitungen, die aus Europa anlangen, und Sie werden auf jeder Spalte Erzählungen von tausendmal schrecklicheren Verbrechen finden, als die sind, welche hier aus Unwissenheit und Fanatismus begangen werden, und welche in Europa ohne Entschuldigung sind. Gehen Sie doch, mein Herr, die Neger sind so viel wie die Weißen, wo nicht mehr werth, und was meinen armen Marcelin betrifft, so ist er todt, wenn er nicht zurückkehrt. Marcelin ist mehr mein Freund, als mein Diener und ich wiederhole es Ihnen, ich vertraue ihm, wie mir selbst."

„Ich danke Ihnen, Herr!" rief plötzlich eine fröhliche Stimme hinter den drei Sprechenden, welche zusammenfuhren, und sich lebhaft gegen den Eingang zur Grotte hinwandten.

Auf der Schwelle dieses Einganges stand Marcelin selbst unbeweglich, ruhig und lächelnd.

„Da bist Du ja," rief Herr Duvauchelle, indem er auf ihn zustürzte. „Endlich! Du bist lange ausgeblieben."

„Herr! es war mir unmöglich früher zu kommen, übrigens wäre das auch nicht klug gewesen. Tausende von Augen wachen, wenn auch für Sie unsichtbar, in der Ebene."

„Das ist wahr, Du hast recht, Dir aber ist wenigstens nichts zugestoßen?"

„Wie Sie sehen gar nichts," erwiederte er lachend.

„Was bedeutet diese Wunde," fragte der Pflanzer

unruhig, als er bemerkte, daß der rechte Arm des jungen Negers mit einer Bast-Bandage umwickelt war.

„Das," erwiederte dieser, die Achsel zuckend, „das ist weniger als nichts, die Folge der Proben, denen ich mich heute Nacht bei meiner Einweihung unterziehen mußte, das ist schon vollständig vernarbt.

„Du leidest doch nicht," fragte den Neger sein Herr mit freundschaftlicher Besorgniß.

„Durchaus nicht."

„Aber Du mußt ermüdet sein, Hunger und Durst haben. Woher kommst Du?"

„Von Port-au-Prince."

„Wie bist Du denn hergekommen, ich habe Dich nicht gesehen."

„Die Waldläufer haben ihre eigenen Wege, die Sie mit Ihrem Fernglase, so gut dasselbe auch sein mag, nicht entdecken können," erwiederte er lächelnd; „ich bin nicht ermüdet, ich habe mich auf dem Wege ausgeruht, übrigens sind meine Geschäfte noch nicht beendet, ich muß diese Nacht noch marschiren."

„Du willst mich heute Abends verlassen?"

„Ich muß es Herr; ich werde mit diesen Herren fortgehen, und sie, wenn sie es erlauben, bis nach Hause begleiten."

„Gut, aber Du wirst doch wenigstens eine Stunde hier bleiben, und ein flüchtiges Mahl einnehmen, denn Du mußt ja vor Hunger umsinken."

„In der That habe ich seit meinem Frühstücke mit Floréal nichts zu mir genommen."

„Wie Du hast mit Floréal gefrühstückt,“ riefen die drei Männer außer sich vor Erstaunen, zu gleicher Zeit.

„Ich habe noch ganz andere Dinge mit ihm gethan,“ erwiederte der Neger mit einem schlauen Lächeln, „wir stehen sehr gut mit einander, er nennt mich seinen Bruder.“

„Seinen Bruder!“

„Ja! ja! meine Herren, und erfahren Sie überdies, daß ich in die Festung der Vaudoux, diese bis jetzt uneinnehmbare Festung, eingedrungen bin. Nun denn ich kenne den Weg dahin, und hoffe Sie denselben binnen Kurzem zu führen.“

„Erkläre Dich,“ rief Herr Duvauchelle freudezitternd.

„Herr! es ist noch nicht Zeit zu sprechen,“ erwiederte der Neger mit leiser aber fester Stimme, und mit einem geheimnißvollen Ausdrucke, der die Anwesenden sehr nachdenklich stimmte; „ich bitte Sie, lassen Sie mich diese Angelegenheit nach meinem Sinne leiten, die Rathschläge, die Sie mir geben würden, wenn Sie meine Pläne kennen würden, und die vielleicht an und für sich sehr zweckmäßig sein würden, würden mich, davon bin ich überzeugt, dadurch, daß sie mich an mir selbst zweifeln ließen, meine ganze Freiheit des Handelns verlieren lassen, und es mir unmöglich machen, Ihnen so nützlich zu sein, als ich es wünsche.“

„Nichts desto weniger, lieber Freund,“ bemerkte freundlich Herr Colette, „scheint es mir, daß unsere Rathschläge in einer so wichtigen und noch dazu uns so nahe berührenden Angelegenheit nur nützlich sein könnten.“

Herr von Antragues sagte nichts, aber verstohlen be-

trachtete er den jungen Neger mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

„Ich verbürge Ihnen den Erfolg mit meinem Kopfe,“ sagte Marcelin mit Feuer. „Was können Sie mehr verlangen, meine Herren?“

„Laßt den jungen Mann diese Angelegenheit nach seinem Sinne führen,“ sagte der Creole, indem er seine Hand freundschaftlich auf die Schulter des jungen Negers legte, „die Ehrlichkeit leuchtet ihm ja aus dem Gesichte.“

„Ah, Sie haben Ihre Meinung bezüglich meiner geändert, Herr von Antragues,“ erwiederte fröhlich Marcelin, „ich danke Ihnen dafür; nun denn, seien Sie ruhig, mein Herr, ich werde Sie nicht Lügen strafen.“

„Nun wohl, so handle denn, wie Du es am besten findest,“ sagte Herr Duvauchelle mit einem unterdrückten Seufzer.

„Geduld, mein theurer Herr, ich verlange nur wenige Tage von Ihnen, und ich bürge für den Erfolg. Ist es abgemacht?“

„Es muß es wohl sein.“

„Nun, da wir also einig sind, mein theurer Herr, kann ich Ihnen eine gute Nachricht mittheilen.“

„Meine Tochter,“ rief der Pflanzer die Hände faltend.

„Ich habe sie gesehen, sie lacht, sie spielt, sie singt, sie ist fröhlich, endlich, und was die Hauptsache ist, sie wird von ihrem Entführer gut behandelt, und hat wenigstens für den Augenblick nichts von demselben zu fürchten.“

„Du schwörst mir das?“

„Bei Gott, dessen Name niemals eitel genannt wer-

den soll," erwiederte er, sich bekreuzend. „Ich habe sie umarmt, und als Beweis für die Wahrheit dessen, was ich sage, sehen Sie her, theurer Herr! ich habe ihr, indem ich sie in meine Arme schloß, dies hier weggenommen."

Er zog bei diesen Worten ein schmales Perlenhalsband aus seinem Gürtel und reichte es seinem Herrn hin; dieser bemächtigte sich desselben, preßte es heftig an seine Lippen und brach in Thränen aus.

„Mein Kind! mein Kind," rief er schluchzend.

„Muth, mein guter und theurer Herr," sagte der junge Neger, gerührt durch diesen so einfachen und so wahren Ausdruck des Schmerzes; „ich werde Ihnen Ihre Tochter zurückgeben. Habe ich es Ihnen denn nicht schon versprochen?"

Herr Duvauchelle sah den Neger mit thränenvollen Augen an.

„Sie ist mir allein geblieben," murmelte er mit gebrochener Stimme.

Und indem er sein Haupt in seine Hände barg, fuhr er fort zu schluchzen.

Inzwischen sank die Sonne rasch am Horizonte. In den tropischen Ländern, wo es keine Dämmerung giebt, folgt die Nacht auf den Tag ohne Uebergang.

Der Schatten begann in der Grotte dunkler zu werden, schon wollte der Pflanzer den Mund öffnen, um einem Diener den Befehl zu geben, Fackeln anzuzünden, als plötzlich Marcelin, der seit einigen Augenblicken unruhig geworden zu sein schien, ihm durch eine energische Bewegung Stillschweigen empfahl.

Jedermann blieb unbeweglich.

Der junge Neger, den Körper vorgebeugt, die Arme ausgebreitet, wie um die Anwesenden zurückzuhalten, den Hals ausgestreckt, den Mund halb offen, den Blick starr in's Weite gerichtet, schien auf ein bis jetzt nur für ihn allein vernehmbares Geräusch zu horchen.

Alle diese Männer schienen, den Blick auf den Neger geheftet und die Hand krampfhaft um ihre Waffen geklammert, plötzlich in Bronce-Statuen verwandelt worden zu sein.

Todesschweigen herrschte in der Höhle.

Nach Verlauf einer kurzen Zeit ließ sich von außen ein leises Klirren hören, und ein von dem steilen Gipfel der Felsen losgerissener Stein rollte mit Lärmen in den Abgrund.

Ein ironisches Lächeln erhellte das finstere Gesicht Marcelin's, er empfahl den Anwesenden noch einmal durch eine stumme Bewegung Ruhe, zog sein Messer aus der Scheide und faßte es zwischen die Zähne, dann legte er sich auf den Boden, glitt wie eine Schlange sich fortwindend aus der Grotte und verschwand.

Einige Minuten verflossen.

Alle diese Männer, die doch so muthig waren, waren einer furchtbaren Angst zur Beute, man hätte die schnellen Herzschläge ihrer Brust hören können, so vollständig war ihre Unbeweglichkeit, so tief ihr Schweigen.

Plötzlich ertönte von draußen ein furchtbarer Todesgeschrei mit entsetzlichem Klange, ein Schatten flog mit der Schnelligkeit eines Blitzes vor dem Eingange zur Grotte vorbei, ein Körper zerschellte mit dumpfem Geräusch an

der Kante der Plattform, und stürzte von da in den Abgrund, der ihn verschlang.

Alle stürzten hinaus.

„Halt!“ rief kaltblütig Marcelin, der ruhig und lächelnd wieder in der Grotte erschien, „Alles ist zu Ende. Als ich hierher kam, glaubte ich verdächtige Fußspuren zu bemerken, ich hatte mich nicht getäuscht, ein Spion hatte Ihren Schlupfwinkel entdeckt, dieser Spion ist jetzt todt.“

„Aber vielleicht war er nicht allein,“ rief der Pflanzer aus.

„Er war allein, ich bin dessen gewiß. Aber um zu vermeiden, daß sich künftig ein ähnlicher Fall wiederhole, müssen ihre Maßregeln besser getroffen werden, Herr! lassen Sie keine Schildwachen draußen stehen, diese Schildwachen sind nicht nur unnütz für Sie, sondern Sie können auch von ihren Feinden bemerkt werden.“

Dieser Rath war gut, und Herr Duvauchelle zögerte nicht ihn zu befolgen.

Auf seinen Befehl wurden die Schildwachen sogleich zurückgezogen, der Eingang zur Grotte wurde durch ein mit einer Pferdedecke überzogenes Bambusgeflechte hermetisch geschlossen, und um die Vorsicht auf's äußerste zu treiben, zündete man nur in einem entfernten Saale, der sich am Ende einer Seitengallerie der Höhle befand, Fackeln an.

Nachdem diese Vorbereitungen beendet waren, wurde ein Tisch herbeigebracht, und die Diener trugen das nur aus kaltem Fleische und trockenen Früchten bestehende Abendmahl auf.

Der junge Neger setzte sich ungeachtet der in freund-

licher Weise an ihn gerichteten Einladungen auf den Erdboden, ein wenig hinter seinen Herrn und dieser schien ein Vergnügen daran zu finden, demselben die besten Bissen darzureichen.

Das Diner, oder vielmehr das Souper, denn es war ungefähr halb acht Uhr Abends, dauerte nicht länger als höchstens zwanzig Minuten.

Als es beendet war, stand Marcelin auf.

„Kommen Sie meine Herren?“ fragte er den Pflanzer und Herrn von Antragues.

„Willst Du schon aufbrechen?“ sagte Herr Duvauchelle.

„Ja! Ich habe heute Nacht sehr viel zu thun, die Zeit drängt. Ist Ihre Absicht, hier zu bleiben?“

„Gewiß!“

„Herr! ich glaube, daß dies nun, da ich die Höhle der Banditen entdeckt habe, nicht mehr nothwendig ist.“

„Wer weiß, ob sie nicht heute Nacht eine Unternehmung versuchen.“

„In der That, das ist möglich, und vielleicht ist es besser, sie zu überwachen. Hören Sie, Herr, wenn Sie die Ebene beobachten, so richten Sie Ihr Fernrohr immer in die Gegend der Gebirge von Euridas, und beobachten Sie besonders sorgfältig Alles, was in dieser Richtung vorgeht, denn, wenn Gefahr kommen soll, so wird sie von dort kommen.“

„Der Schlupfwinkel der Vaudoux befindet sich also in dieser Gegend?“

„Ja, beiläufig in dieser Gegend, Herr!“ erwiederte der Neger mit ironischem Ausdrucke, dessen wahre Bedeu-

tung nur er selbst verstand. „Wenn wir gehen wollen meine Herren, so stehe ich Ihnen zu Diensten,“ fügte er hinzu, indem sich grüßend an Herrn Colette und an Herrn von Antragues wandte.

„Da sind wir, mein Freund, und bereit,“ antworteten sie.

Sie drückten Herrn Duvauchelle freundschaftlich die Hand und verließen, von Marcelin gefolgt, die Grotte.

Einige Minuten später befanden sie sich, von Marcelin geführt, der sie einen kürzeren Gebirgspfad, als den, den sie gewöhnlich gingen, einschlagen ließ, unten in der Ebene; sie erreichten bald eine Hütte, die auf dem Wege von Leogano lag, und deren Eigenthümer sie als seit langer Zeit der Familie Colette ergeben kannten.

Die Bedienten warteten vor der Hütte mit mehreren vollständig aufgezäumten Pferden am Zügel.

Die drei Männer sprangen in den Sattel und schlugen im scharfen Trabe den Weg nach der Plantage ein, indem sie ihren Dienern befahlen, ihnen zu Fuß, mit dem Gewehr auf der Schulter zu folgen, um sich gegen einen etwaigen Angriff zu vertheidigen!

XVIII.

Die Verwechslung.

Wir lenken jetzt unsere Schritte zurück, um dem Leser zu erklären, was Marcelin gethan hatte seit dem Augenblicke, in dem er trunken, und scheinbar schlafend von Floréal Apollo an den Fuß des Piton des Curidas getragen, und in den Schatten eines Baumes niedergelegt wurde,

bis zu dem Momente, in dem er gegen Sonnenuntergang in die Grotte der schwarzen Berge eintrat, die so zu sagen Herrn Duvauchelle zum Hauptquartier diente.

Wir haben den jungen Menschen verlassen, als er wie ein aufgescheuchter Damhirsch durch den Wald von Artibonite lief.

Nichts desto weniger, trotz der übrigens sehr begreiflichen Freude, die Marcelin darüber empfand, daß er auf so geschickte Weise den Händen des Königs Vaudou entschlüpft war, war er doch und zwar in hohem Grade durch die zwei so verschiedenen Missionen, die er erhalten hatte, beunruhigt, und obgleich er sich den Kopf zerbrach, daß beinahe die Schädeldecke sprang und ungeachtet aller Feinheit, mit der ihn die Natur so reichlich bedacht hatte, verzweifelte er doch daran ein so geschicktes Mittel zu finden, um sich gleichzeitig aus der Verlegenheit zu helfen, bei seinen neuen Brüdern keinen Verdacht zu erregen, und vor Allem denen nützlich zu sein, denen er ergeben war.

Er hatte noch immer laufend den größten Theil des Weges durch den Wald zurückgelegt.

Schon bemerkte er durch die immer mehr und mehr sich lichtenden Baumstämme in kurzer Entfernung die Straße nach Leogano, als er sich plötzlich in creolischer Mundart von einer unbekannten Person anrufen hörte.

„Où qu'à couri con ca, ché? Wohin läufst Du so schnell, lieber Freund," rief diese Person im creolischen Dialecte.

Der junge Mann fuhr zusammen, stieß einen Freudenschrei aus, und blieb augenblicklich stehen.

Er hatte die Stimme seiner Mutter erkannt.

Sie war es in der That.

Die alte Negerin, welche die Gefahren, denen ihr Sohn ausgesetzt war, aus Erfahrung viel besser als der junge Mensch selbst kannte, hatte ihre mütterliche Besorgniß nicht bemeistern können; ohne irgend Jemandem etwas von ihrem Plane mitzutheilen, hatte sie heimlich die Plantage Jeremias, wo sie wohnte, verlassen, und hatte sich bis in den Wald von Artibonite gewagt, in der Hoffnung Nachrichten von ihrem Sohne zu erhalten, oder ihn vielleicht gar selbst zu treffen.

Sie näherte sich lebhaft dem jungen Manne, der noch immer unbeweglich blieb, brach in ein Gelächter aus, zog ihn in ihre Arme, und umarmte ihn mehrmals als ob sie ihn ersticken wollte, und als sie endlich das verstörte Aussehen des jungen Mannes bemerkte, rief sie die Hände faltend und von Neuem anfangend zu lachen und zu springen:

„Pauve de moi, y teni cai trop piopio mugué ça, y qu'a semblé planté bananes. O ich, Arme, er hat doch ein zu dummes Gesicht. Er sieht aus wie ein Bananenpflanzer."

Und dabei begann sie noch lauter zu lachen.

Wir wollen uns auf diese zwei Anführungen creolischen Dialectes beschränken, sie genügen unserer Ansicht nach, um dem Leser zu zeigen, bis auf welche unterste Stufe eine so schöne und so correcte Sprache, wie die unsere, im Munde von Negern und Farbigen herabsinken könne, und wir wollen von nun an unsere Personen wieder richtig sprechen lassen, was für den Leser viel bequemer und vor Allem viel verständlicher sein wird.

Marcelin fühlte sich durch die Freude, welche seine

Mutter äußerte, vollkommen beruhigt. Auf ihre Bitte setzte er sich neben sie auf das Gras, überzeugte sich durch einen Blick, den er rasch in die Runde schweifen ließ, daß Niemand sie hören könne, und erzählte ihr mit den genauesten Einzelnheiten, was ihm seit gestern begegnet war.

Die alte Negerin hörte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu, ohne ihn auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen, indem sie sich begnügte, von Zeit zu Zeit mit nachdenklicher Miene den Kopf zu schütteln, dann, als er endlich seine Erzählung zu Ende gebracht, und, um sich anzufeuchten, einen tüchtigen Schluck Tafia aus der Feldflasche, die sie ihm mitgebracht, gethan hatte, fragte sie ihn: „Und was willst Du nun thun?“

„Meiner Treu, ich weiß es noch nicht, Mutter. Die Situation ist schwierig,“ und mit feinem Lächeln fügte er hinzu. „Ich fürchte wirklich, daß ich zu dumm bin, um mich da allein herauszuziehen.“

„Das wollen wir sehen,“ sagte sie, „das wollen wir sehen, Kleiner. Du brauchst nicht zu verzweifeln, übrigens dürfen ehrliche Leute nur einen Weg kennen, denjenigen, der gerade zum Ziele führt; alle anderen sind schlecht. Erinnerst Du Dich übrigens des creolischen Sprichwortes: Couleve, qui vie vive, li pos promener ren gan chimin. Die Schlange, die nicht zermalnt werden will, darf nicht auf der Fahrstraße spazieren gehen. Nicht wahr, Du verstehst mich.“

Die wackere Frau, die übrigens sehr klug war, hatte die unglückliche Gewohnheit, sich in Sprichwörtern auszudrücken, und wie Sancho-Pancha, der berühmte Stallmeister des Ritters von der traurigen Gestalt, brachte sie dieselben

meistens sehr zufällig an, wie sie ihr eben in den Mund kamen, ohne sich im mindesten darum zu kümmern, ob sie auf den Gegenstand, von dem eben die Rede war, Bezug hatten, oder nicht.

Thatsache ist, daß Marcelin sie durchaus nicht verstand, und er scheute sich nicht dies rund heraus zu erklären.

Die alte Negerin lächelte.

„Marcelin," sagte sie, indem sie den Kopf schüttelte, „nan tout' grandz' affaires, faut dit: homme! In allen wichtigen Angelegenheiten muß man Hm! machen," fuhr sie fort, „die Frage ist spitzig und schwierig, sie verlangt Ueberlegung, man kann nicht zu gleicher Zeit Gott und dem Teufel dienen! Chien gagné quate pattes, mais li pas capable prend quate chimins. Der Hund hat vier Füße, aber er kann doch nicht auf vier Wegen auf einmal laufen. Du verstehst, was ich sagen will, man muß nicht nur muthig und ehrlich sein, es kommt auch darauf an, geschickt zu sein."

„Ich weiß es, Mutter, das ist es ja eben, was mich beunruhigt."

„Pah, Du hast Unrecht, Du wirst Dich schon herauswickeln."

„Wolle es Gott Mutter, aber es scheint mir sehr schwer."

„Willst Du einen guten Rath befolgen?"

„Gewiß, ich verlange nichts Besseres, Mutter."

„Höre, was ich Dir sagen will."

„Gut, sprich!"

„Du mußt Folgendes thun."

„Nur zu, ich höre."

„Aber vor Allem, wo gingst Du hin, als Du mich begegnetest.“

„Meiner Treu, ich weiß es nicht, ich überließ mich umherirrend etwas dem Zufalle.“

„Dann ist es ein großes Glück, daß ich Dir in den Weg gekommen bin.“

„Ja, das ist ein großes Glück.“

„Gut denn. Ohne Dich auch nur Einen Augenblick aufzuhalten, wirst Du Dich auf verborgenen Wegen und sorgfältig vermeidend von irgend Jemandem gesehen zu werden — verstehst Du mich? sogleich nach Port=au=Prince begeben, in den Regierungspalast gehen, und koste es, was es wolle bis zum Präsidenten der Republik dringen.“

„Zum General Geffrard,“ rief der junge Mensch mit einem Erstaunen, welches nicht frei von einer Beimischung von einem gewissen instinctiven Schrecken war.

Die Neger und selbst die Farbigen, welcher Gesellschaftsclasse sie immer angehören mögen, haben einen angeborenen Schrecken vor Allem, was in ihren Augen die Obrigkeit repräsentirt, dieses Gefühl, von dem sie sich keine Rechenschaft ablegen, wurzelt jedenfalls in den zahllosen Bedrückungen, welche sich diese Obrigkeit zur Zeit der Sclaverei gegen sie erlaubte.

„Zu ihm selbst,“ erwiederte die Negerin, ohne daß es schien, daß sie das Gefühl des Widerwillens, welches ihren Sohn erfaßte, bemerkte. „Der Präsident ist gut, er will das Beste des Landes; er ist für den Armen, wie für den Reichen zugänglich; Du wirst verlangen mit ihm zu sprechen, man wird Dich leicht bis zu ihm gelangen lassen, alsdann wirst Du ihm Alles offen, und ohne ihm irgend

etwas zu verhehlen, erzählen, wie Du mir es so eben erzählt hast."

„Ich werde das niemals wagen, Mutter. O nein, niemals, das schwöre ich Dir."

„Du mußt es wagen, sage ich Dir. To ci papillon, li ci chandelle. Du bist der Schmetterling, er ist die Kerze. Verbrenne Dich nicht dummer Weise an der Flamme; wenn er die Verschwörung, die gegen ihn angezettelt wird, von einem Anderen erführe, und sei überzeugt davon, er wird sie erfahren, wenn er sie nicht schon weiß, wärest Du verloren. Du würdest für verwickelt in diese Verschwörung gelten. Vergiß nicht, daß Du nur ein armer Neger bist."

„Das ist wahr, Mutter, da es sein muß, so werde ich thun, was Du mir sagst; aber ich muß Dir gestehen, daß mich noch viele Dinge in dieser verteufelten Sache in Verlegenheit bringen."

„Welche? Laß hören!"

„Vor Allem den Brief, den ich meinem Befehle gemäß dem Obersten Brazier geben sollte."

„Dieser Brief? Nun wohl. Du wirst ihn dem Präsidenten selbst übergeben."

„Ich will es thun, da Du es verlangst."

„Es muß sein, denn der Inhalt dieses Briefes beweist unwiderleglich Deine Unschuld, und Deinen Wunsch dem Lande zu dienen."

„Ja, ich begreife das, aber wie soll ich mich dann gegen den König Vaudou benehmen, wenn er von mir die Antwort des Obersten verlangt!"

„Kümmere Dich um das vorläufig gar nicht. Gott wird schon dafür sorgen, mein Sohn; vergiß nicht, daß er

niemals die ehrlichen Leute verläßt, welche muthig ihre Pflicht erfüllen. Hast Du mir noch eine andere Bemerkung zu machen?"

„Ja, Mutter!"

„Sprich!"

„Floréal Apollo hat mir einen Auftrag an das Fräulein gegeben."

„Von welchem Fräulein sprichst Du?"

„Von wem sollte ich sprechen, Mutter, wenn nicht von Fräulein Angela Colette."

„Nun?"

„Was soll ich thun?"

„Der Präsident wird es Dir sagen."

„Ich muß ihm also auch das berichten?"

„Ich habe Dir gesagt, daß Du ihm unbedingt Alles sagen mußt. Ich nehme es auf mich, wenn es nöthig sein sollte, unseren Herrn zu benachrichtigen. Sei unbesorgt."

„Du weißt also, wo unser Herr in diesem Augenblicke sich befindet."

„Hat er Geheimnisse für mich?"

„Das ist wahr, ich bin nicht klug."

„Ist das Alles?"

„Das ist Alles, ja meine Mutter," sagte er mit einem unterdrückten Seufzer.

„Mach Dich also auf den Weg; Du hast nur gerade noch Zeit, um nach Port-au-Prince zu kommen, während Deiner Abwesenheit werde ich trachten, unseren Herrn zu benachrichtigen. Du wirst mich übrigens auf dem Weg nach den schwarzen Bergen wieder finden; ich werde dort

bis zu Deiner Rückkehr herumschleichen. Lebewohl und viel Glück."

„Lebe wohl Mutter," sagte Marcelin traurig.

Dem armen jungen Manne schien, bei seiner Unbekanntschaft mit der Welt, die Gefahr, der er sich jetzt aussetzen sollte, viel schrecklicher als die, die er bei seiner Aufnahme in den Bund der Vaudoux so tapfer bestanden hatte.

Er umarmte seine Mutter, als ob er sie niemals wiedersehen sollte, erstickte einen letzten Seufzer und stürzte in vollem Laufe in der Richtung gegen Port-au-Prince fort, ohne zu zaudern, ja sogar ohne auch nur den Kopf nach rückwärts zu wenden.

Sein Entschluß war gefaßt, in seinen Gedanken hielt er sich wirklich für verloren, und hatte er bereits sein Leben zum Opfer gebracht.

Die Neger — wir wiederholen dies, um damit man das Opfer Marcelin's nach seinem ganzen Werthe schätzen könne, haben eine instinctive Furcht vor Allem, was erhaben über sie ist, eine Furcht, die ihnen noch von dem Stande der Unterdrückung anklebt, in dem sie so lange gehalten wurden. Der bloße Anblick irgend eines Offiziers oder Beamten reicht hin, das Blut in den Adern des Muthigsten unter ihnen zu Eis erstarren zu machen.

Die alte Negerin verfolgte lange Zeit mit den Blicken ihren Sohn auf den zahllosen Krümmungen des Waldweges.

„Tapferes Herz!" murmelte sie.

Als er endlich mitten in den Gestrüppen verschwunden war, schlug sie nachdenkend mit gesenktem Kopfe und mit langsamen Schritten den Weg nach Leogano ein.

Als auch sie verschwunden war, wurden die Zweige eines dichten Mastixbusches, welcher einige Schritte von dem Orte entfernt stand, wo Mutter und Sohn so lange mit einander gesprochen hatten, leise auseinander geschoben, vorsichtig tauchte ein Kopf empor, dann ein Rumpf und endlich das ganze Individuum. Dieses Individuum sprang oder stürzte vielmehr wie ein Raubthier mitten auf den Weg, und warf wilde und forschende Blicke um sich.

Dieses Individuum war der alte Congo Pellé, der Spion der Vaudoux.

„Was können sie hier so lange mit einander zu besprechen gehabt haben?“ murmelte er mit leiser Stimme.

„Unglücklicher Weise,“ fügte er mit ärgerlicher Miene hinzu, „war mein Versteck zu weit entfernt, um sie zu hören; aber ich traue dieser alten Närrin nicht, ich überwache sie seit langer Zeit; sie hat ohne Zweifel versucht, ihrem Sohne Moral zu predigen: Sollte er uns verrathen? Wenn ich das dächte!...“

In demselben Augenblicke legte sich eine Hand schwer auf seine Schulter.

Er drehte sich um, ohne daß eine Fiber an ihm zuckte.

Floréal Apollo stand vor ihm.

„Was machst Du hier?“ fragte der König Vaudou, indem er ihm einen argwöhnischen Blick zuwarf.

„Ich bin auf der Lauer,“ erwiederte er trocken.

„Und auf wen oder auf was lauerst Du?“

„Marcelin und seine Mutter haben an dem Orte, an welchem wir uns befinden, länger als eine Stunde mit leiser Stimme mit einander gesprochen.“

„Ah! und was sprachen sie?“

„Es war mir unmöglich es zu hören, sie sprachen einander in's Ohr.“

„Du bist ein Dummkopf.“

„Vielleicht; nichts desto weniger habe ich doch ein Wort ein einziges gehört, König Vaudou, aber dieses Wort ist, glaube ich, wichtig.“

„Welches Wort?“

Dieses: Marcelin hat das Wort Port-au-Prince ausgesprochen, und seine Mutter hat gesagt: „Viel Glück.“

„Ist das Alles?“

„Ja, Alles was ich gehört habe.“

Floréal Apollo brach in ein Gelächter aus.

„Dann wiederhole ich Dir, daß Du ein Dummkopf bist,“ sagte er.

„Das ist möglich, aber warum?“

„Weil Marcelin auf meinen Befehl nach Port-au-Prince geht.“

„Ah!“

„Ja! sage ich Dir, übrigens Bruder! merke wohl auf Folgendes; Marcelin kann kein Verräther sein; er trägt auf dem Arme das geheiligte Zeichen unserer vornehmsten Häuptlinge: den Purrah!“

Congo Pellé schüttelte den Kopf.

„Du zweifelst an meinem Worte?“ fragte ihn Floréal.

„Nein, aber nun höre auch Du Deinerseits mich wohl an, König Vaudou. Dein Vertrauen in diesen Menschen wird Dich in's Verderben stürzen, und uns mit Dir.“

„Du bist toll.“

„Ich bin weise: nur noch Ein Wort, erlaube mir, ihm zu folgen.“

„Wozu?“

„Ich bitte Dich darum.“

„Meinetwegen, aber ich sage es Dir in Vorhinein, das wird zu nichts führen.“

„Das wollen wir sehen,“ antwortete Congo Pellé.

Und er eilte den Spuren des jungen Mannes nach, während Floréal Apollo im Gegentheile in das Dickicht des Waldes eindrang.

Aber während dieses kurzen Gespräches zwischen den beiden Vaudoux, hatte Marcelin, der immerfort lief, einen großen Vorsprung vor Congo Pellé gewonnen, und es war nicht sehr wahrscheinlich, daß es diesem gelingen werde, den jungen Mann vor seiner Ankunft in der Stadt einzuholen, trotz des lebhaften Wunsches, welchen er hegte, dies zu thun.

XIX.

Marcelin am Werke.

Ein Mann in eine prächtige Generalsuniform gekleidet, den Kopf in ein indisches Foulardtuch gehüllt, während sein dreieckiger mit weißen Federn über und über geschmückter Hut, und seine Handschuhe von Hirschleder neben ihm auf einem Fauteuil lagen, saß vor einem großen Schreibtische von massivem Mahagoni, der mit Büchern und Papieren überdeckt war, und schrieb in einem sehr bequem eingerichteten Salon, aber wo nichts zusammenpaßte, wo alles ohne Geschmack angehäuft war, und gleichsam von hier und dort unter einander und ohne alle Ordnung aufgestellt war.

Dieser Salon war das Privat-Cabinet des Präsidenten der Republik Haiti im Regierungspalaste von Port-au-Prince.

Der sitzende und schreibende Mann war der Präsident General Geffrard in Person.

Geffrard ist heutzutage ein Mann von ungefähr fünfundfünfzig bis sechzig Jahren. Man möge nicht über das Wort „ungefähr," welches wir absichtlich hervorgehoben haben, staunen, da es sehr wenige Eingeborne von Haiti gibt, welche ihr Alter genau wissen.

Geburtszeugnisse sind für die Neger eben so wie für die rothhäutigen Indianer der weiten amerikanischen Savannen, eine Erfindung des modernen Luxus.

Nun, und welcher Race gehört denn der General Geffrad an?

Das ist ein zweites Räthsel, welches mindestens eben so schwer zu lösen ist, als das erste.

Herr Paul d'Hormois, unser talentvoller College, dem wir diese Einzelnheiten über den Präsidenten von Haiti, den er mehrmals während seines Aufenthaltes in San-Domingo zu sprechen die Ehre hatte, ist der Ansicht, daß die Frage sehr schwer zu lösen sei.

Er sagt Folgendes:

Die Schmeichler des Präsidenten, und er hat deren genug, behaupten, er sei ein Mulatte, aber ich muß gestehen, daß dies nichts weiter als eine Höflichkeit von ihrer Seite ist.

Es ist unmöglich eine schönere Ebenholzfarbe, als die seiner Haut und eine dichtere Wolle, als die, welche sein Haupt bedeckt, zu sehen, und zur Zeit, als Schwarz

die aristokratische Farbe von Haiti war, galt Geffrard für einen Vollblutsprößling der afrikanischen Race.

Die Züge des Präsidenten lassen übrigens die verschiedensten Auslegungen zu: Während die ausgeschnittenen Lippen auf eine von tartarischer Race stammendes Blut deuten, erlauben die Nase mit dem Adlerbuge und der lebhafte Blick seine Abstammung von den Söhnen Ismaels und Isaks herzuleiten.

Wir wollen diese kurze Skizze, eines so schwer zu malenden Portraits damit schließen, daß wir hinzufügen, daß der Präsident Geffrard nicht nur ein fähiger und unterrichteter Mann von sanftem und wohlwollenden Charakter ist, sondern daß er auch energisch das Beste seines Landes will, und muthig, ohne sich durch die fortwährend vor jedem seiner Schritte auftauchenden Hindernisse abhalten zu lassen, an der Erfüllung der großen Aufgabe arbeitet, die er sich selbst gestellt hat.

Der Präsident über den Schreibtisch gebeugt, die Brauen von der Macht des Gedankens gerunzelt, schrieb mit außerordentlicher Schnelligkeit, überlas mit leiser Stimme das Geschriebene, und corrigirte die Arbeit, die alle seine Fähigkeiten in Anspruch zu nehmen schien; zuweilen hielt er inne, erhob den Kopf und pausirte, die Feder in die Höhe haltend, eine oder zwei Minuten, dann plötzlich leuchteten seine Augen und er machte sich mit erneuertem Eifer an die Arbeit, endlich warf er seine Feder auf den Schreibtisch, stieß einen Ruf der Befriedigung aus, rückte seinen Armstuhl weg, stand auf und begann mit großen Schritten das Cabinet der Länge und Breite nach zu durchmessen, indem er mit leiser Stimme das

überlas, was er so eben geschrieben hatte, und indem er sich sein von Schweiß triefendes Gesicht mit einem feinen Battistsacktuche trocknete, in dessen Ecke seine Namenschiffre gestickt war.

Es schlug eben drei Uhr auf der Marmorstockuhr, welche auf dem Schreibtisch des Präsidenten gegenüber dem Armstuhle stand.

„Schon," murmelte der Präsident, indem er einen Blick der Befriedigung auf die zahlreichen Blätter warf, welche mit einer kleinen und engen Schrift bedeckt waren, und welche er sorgfältig auf den Schreibtische legte; „ich habe keine Zeit verloren, Alles ist fertig."

Er klingelte.

Die Thüre öffnete sich.

Ein schwarzer Diener erschien und blieb in respectvoller Haltung unbeweglich in der Thür, deren schwere Brocat-Portiére er aufgehoben hielt.

„Wer hat heute Dienst von den Adjutanten?" fragte der Präsident, ohne sich auch nur umzuwenden.

„Die Obersteu Brazier, Petit-Joyeux und Daudin, Excellenz."

„Rufe den Obersten Brazier."

Der Diener rührte sich nicht und schwieg.

Nach zwei oder drei Minuten wandte der Präsident sich um.

„Was machst Du da?" fragte er erstaunt, als er den Diener sah, von dem er glaubte, daß er schon hinausgegangen sei.

„Ich warte, Excellenz."

„Hast Du mich nicht verstanden?"

„Verzeihung, Excellenz, aber ich habe Sie ganz gut verstanden."

„Warum hast Du also den Befehl, den ich Dir gab, nicht ausgeführt?"

„Excellenz, der Oberst Brazier hat um halb ein Uhr ungefähr den Regierungspalast verlassen und ist noch nicht zurückgekehrt."

Der Präsident zuckte unmerklich die Achseln.

„Dann rufe den Obersten Petit-Joyeux."

Der Diener verbeugte sich und ging hinaus.

Fast unmittelbar darauf erschien der Oberst.

„Mein lieber Oberst," sagte der Präsident, indem er ihm einige Schritte entgegenging, „nehmen Sie diese Decrete, welche Sie hier auf meinem Schreibtische sehen, und haben Sie die Güte, dieselbe alsogleich in die Druckerei zu tragen."

„Sehr wohl, General," sagte der Oberst, indem er die Papiere nahm und zusammenrollte.

„Es ist wichtig, daß sie noch heute in der Stadt angeschlagen werden, Sie verstehen mich, nicht wahr, Oberst?"

„Ich werde selbst die Ausführung dieses Befehles überwachen, General!"

„Das ist recht, mein lieber Oberst. Diese Decrete beziehen sich auf Maßregeln von localem Interesse, welche die Bewohner nothwendiger Weise so bald als möglich erfahren müssen."

„Sie werden mit mir zufrieden sein, General!"

„Ich danke Ihnen, Oberst. Und nun gehen Sie, ich rechne auf Ihre Pünktlichkeit."

Der Oberst grüßte den Präsidenten und ging.

Kaum hatte er das Cabinet verlassen, als die Thür derselben sich öffnete und der Diener wieder eintrat.

„Was willst Du, Pierret?“ fragte der Präsident.

„Excellenz,“ erwiederte der Neger mit einer Protectionsmiene, „im Vorzimmer steht ein armer Teufel von einem Neger, der, was ich ihm auch sagen mochte, darauf besteht, Euer Excellenz zu sprechen.“

Herr Pierret hielt sich im ehrlichsten Glauben von der Welt für einen Farbigen.

„Kennst Du diesen Neger?“

„Ein wenig, Excellenz! Es ist ein gewisser Marcelin, er steht im Dienste bei Herrn Duvauchelle, dem reichen Pflanzer von Jeremias, dessen Vertrauensdiener er zu sein behauptet. Dieser Neger gilt übrigens für einen sehr ordentlichen Burschen, und er scheint seinem Herrn sehr ergeben zu sein.“

„Ah,“ sagte der General mit dem Ausdrucke des Interesses; aber er unterdrückte sogleich jedes Zeichen der Ueberraschung und fragte weiter: „Du weißt nicht, was er von mir will?“

„Ich weiß es nicht, Excellenz, er besteht darauf, es nur Eurer Excellenz mittheilen zu können.“

„Es ist gut, laß ihn eintreten.“

Der Präsident setzte seinen Federhut über sein Foulardtuch auf, und indem er sich auf die Lehne seines Fauteuils stützte, wartete er, indem er dabei nachlässig mit der Kuppel seines Säbels spielte.

Marcelin trat ein.

Der junge Mann, den wir kurz vorher so muthig und

so entschlossen in der Versammlung der Vaudoux gesehen haben, zitterte wie Espenlaub, er wagte die Augen nicht aufzuschlagen, er schritt halb gebeugt vorwärts, als ob er versucht hätte, sich so klein als möglich in den Augen des furchtbaren Mannes zu machen, dem gegenüber zu treten er sich vorbereitete, und dessen Anblick allein ihn innerlich mit Schrecken erfüllte.

„Komm näher, mein Junge," sagte lächelnd der General zu ihm.

„Excellenz, Monseigneur," stammelte Marcelin mit einer von Furcht, von Respect oder vielleicht von beiden zugleich halb erstickten Stimme.

„Nenne mich ganz einfach Herr! mein Junge," erwiederte der General gütig. „Du stehst, wie man mir sagte, im Dienste bei Herrn Duvauchelle. Schickt er Dich vielleicht zu mir?"

„Excellenz — mein Herr, wollte ich sagen, nein er ist es nicht."

„Wer denn also?"

„Meine Mutter."

„Wie so Deine Mutter?"

„Ja — das heißt nein — Excellenz, mein Herr, verzeihen Sie, ich irre mich immer," und dabei streckte er schüchtern die rechte Hand vor, in der sich ein gefaltetes und gesiegeltes Papier befand.

„Was soll das, mein Junge," fragte der Präsident, der das Manöver des Negers mit Erstaunen verfolgte.

„Gehorsamst zu melden, Excellenz — es ist ein Brief."

„Ein Brief für mich?"

„Ja wohl, Excellenz — das heißt nein, mein Herr, er ist für den Obersten Brazier."

„Für den Obersten Brazier, dann mußt Du ihm denselben übergeben."

„Ja, aber meine Mutter hat mir dringend anempfohlen, denselben Niemandem außer Euer Excellenz zu übergeben," erwiederte der junge Mann, der, ermuthigt durch den wohlwollenden Ton des Präsidenten, nach und nach seine Kaltblütigkeit wieder erlangte.

Der Präsident betrachtete ihn aufmerksam und das Resultat dieser Prüfung war wahrscheinlich dem jungen Menschen günstig, den Geffrard sagte freundlich und mit einem Lächeln der guten Laune zu Marcelin."

„Von wem hast Du diesen Brief?"

„Mit Ihrer Erlaubniß, Monseigneur — mein Herr wollte ich sagen. Floréal Apollo, der König der Vaudoux, hat mir denselben gegeben."

„Was?" rief der General zusammenfahrend, und sich rasch des Briefes bemächtigend, den Marcelin ihm noch immer hinhielt, „Du hast gesagt, von dem Könige der Vaudoux, nicht wahr?"

„Ja, Excellenz!"

Der Präsident ging einige Male mit nachdenklicher Miene in dem Cabinete auf und ab, dann kehrte er zu dem jungen Menschen zurück.

„Setze Dich, mein Junge," sagte er gütig zu ihm, „Du mußt ermüdet sein, Du hast ohne Zweifel einen weiten Weg zurückgelegt."

„Ja, Monseigneur, ich komme von dem Piton der Curridas."

Geffrard öffnete die Thür des Cabinets, sprach einige Zeit mit sehr leiser Stimme mit einem Offizier, der sich im anstoßenden Salon befand, und übergab ihm den Brief, dann sagte er, sich wieder zu Marcelin, der noch immer unbeweglich und verdutzt in der Mitte des Cabinets stand, wendend, und auf denselben zutretend:

„Nun, mein Junge, erzähle mir, wie so Dir dieser Brief von Floréal Apollo gegeben wurde.

„Ich fürchte, das wird ein wenig lang werden, Excellenz.“

„Das macht nichts, mein Junge, rede zu, wir haben Zeit.“

Marcelin, durch die freundlichen Manieren und die milden und wohlwollenden Worte des Präsidenten vollkommen in seinen gewöhnlichen Gemüthszustand versetzt, erzählte nun, ohne sich weiter bitten zu lassen, obgleich noch mit einem Rest von leicht begreiflicher Verlegenheit, Alles, was ihm begegnet war.

Dann endete er diesen vielleicht etwas weitläufigen Bericht, indem er dem Oberhaupte der Regierung die Verlegenheit schilderte, in welcher er sich befunden hatte, und wie seine Mutter, die eine ehrliche und würdige Frau sei, ihm gerathen habe, geradewegs in den Regierungspalast zu gehen, nicht um dem Obersten Brazier den Brief, dessen Ueberbringer er war, zu übergeben, sondern im Gegentheile, um dem Präsidenten der Republik Alles zu berichten, was zwischen ihm und dem König Vaudoux vorgegangen war.

„Nun ich meine Pflicht erfüllt habe, Excellenz, fühle ich mich erleichtert,“ fügte er hinzu, „ich hatte eine schwere

Last auf der Brust, und," fuhr er fort, indem er sich einer Redewendung bediente, die bei den Negern und Farbigen von San-Domingo sehr gebräuchlich ist, „ich war so traurig, so traurig, daß ich mein Herz zu meinen Füßen sinken fühlte."

„Du bist ein braver Junge," sagte der Präsident, indem er ihm einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter gab, eine Liebkosung, die den jungen Neger mit Freude erfüllte. „Du bist muthig und Deinem Herrn ergeben; das ist sehr schön, ich werde Dich belohnen."

„Ich verdiene keine Belohnung, für das was ich gethan habe," sagte Marcelin, indem er seinen Kopf stolz empor hob, „ich verdanke Alles meinem Herrn, und ich thue Alles, was in meinen Kräften steht, um ihm meine Schuld zu bezahlen, das ist das Ganze."

„Es ist gut, ich wiederhole Dir, daß Du ein wackeres Herz hast. Bist Du in diesem Lande geboren?"

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich bin in Texas geboren, ich war ein Sclave, eben so wie meine Mutter. Herr Duvauchelle hatte Mitleid mit uns, er hat uns gekauft und uns die Freiheit geschenkt. Sie sehen also, daß das, was ich that, nur etwas ganz Natürliches ist."

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet und Oberst Daudin erschien auf der Schwelle derselben.

„Nun," fragte ihn der Präsident, indem er sich ihm lebhaft näherte.

„Hier Excellenz!"

Damit übergab er dem Präsidenten einen Brief und ein Papier, welches derselbe rasch mit den Augen überflog, und dann unter seiner Uniform verbarg.

„Ich bin mit Ihnen zufrieden, mein lieber Oberst. Vor Allem nicht Ein Wort über das Geheimniß, welches Sie durch jenen Brief entdeckten, es handelt sich um Ihren Kopf," fügte der Präsident hinzu, indem er einen flammenden Blick auf den Obersten heftete.

„Ich werde stumm sein, General."

„Ihr Glück liegt in Ihren Händen, es hängt von Ihrem Stillschweigen ab. Sie haben mich gut verstanden, Oberst, gehen Sie."

Der Oberst Daudin grüßte ehrfurchtsvoll und verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu erwiedern.

Der Präsident näherte sich nun Marcelin, welcher sich von seiner ersten Aufregung vollständig erholt hatte und sich nun mit kindischer Freude damit unterhielt, die prachtvollen Möbeln, die ihn umgaben, zu bewundern.

„Höre," sagte er zu ihm, „und merke Dir wohl, was Du jetzt hören wirst."

„Ich höre, mein Herr!"

„Du bist treu und fähig, ich kann mich also Dir anvertrauen. Merke Dir also wohl dies: Niemand darf erfahren, daß Du bei mir warst, und daß Du mit mir gesprochen hast, nicht einmal Dein Herr, nicht einmal Deine Mutter. Verstehst Du mich."

„Ich verstehe, mein Herr," erwiederte Marcelin mit feinem Lächeln, „aber Sie, der Sie Alles vermögen, hochgebietender Herr, nicht wahr, Sie werden die kleine Marie retten?"

„Ja, oder wenigstens werde ich Alles thun, was in meiner Macht steht, um sie zu retten. Unter Anderen,

nimm diesen Brief zurück, mit dem ich nichts anzufangen weiß."

„Sie geben mir diesen Brief zurück, mein Herr?"

„Ja, nimm ihn!"

Marcelin nahm den Brief.

„Und Sie werden Marie retten, nicht wahr?" sagte er.

„Ich wiederhole Dir, daß ich trachten werde, es zu thun."

„Gut," rief Marcelin aus, indem er seinen Freudensprung that, und in ein Gelächter ausbrach, „Sie versprechen mir das kleine Mädchen zu retten, jetzt bin ich ruhig," und er machte eine Bewegung, wie um fortzugehen.

„Warte! Floréal Apollo hat, wie Du mir sagtest, eine Unterredung mit Deiner jungen Herrin verlangt?"

„Nicht mit der, die hat er ja getödtet, aber mit ihrer Schwester, Fräulein Angela, aber gewiß, ich werde ihr nichts davon sagen. Seien Sie unbesorgt, mein Herr!"

„Im Gegentheile nicht nur die Botschaft sollst Du ihr bestellen, sondern Du sollst sie sogar aufmuntern, mit Dir zu diesem Stelldichein zu gehen."

Marcelin sah erstaunt den Präsidenten an.

„Aber, wenn er sie tödten will," sagte er, „Floréal ist ein Tiger."

„Sie wird in keiner Gefahr sein, das verspreche ich Dir," erwiederte der Präsident, „aber die Zusammenkunft muß zur festgesetzten Stunde stattfinden, sonst stehe ich für nichts."

„Ah, wenn das so ist, so will ich sie zu überreden suchen, hinzugehen."

„Ich ermächtige Dich sogar, wenn es nöthig ist, um

sie zu bestimmen, ihr, aber verstehe mich wohl, ihr allein zu sagen, daß ich, der General Geffrard wünsche, daß sie hingehe."

„Ja, mein Herr!"

„Nun geh' und vor Allem sei verschwiegen."

„Aber," sagte Marcelin, indem er in seinen Händen den Brief hin und her wandte, den der General ihm zurückgegeben hatte, „was soll ich mit diesem Briefe anfangen?"

„An wen ist er adressirt?"

„An den Obersten Brazier, mein Herr, das wissen Sie ja."

„Nun so suche den Obersten Brazier, mein Junge, und wenn Du ihn findest, so übergieb ihm diesen Brief, ich habe Dir schon gesagt, daß ich nicht weiß, was ich damit anfangen sollte.

„Ah," sagte Marcelin, aber sich plötzlich unterbrechend, lachte er laut auf. „Gut ich habe verstanden, Seien Sie unbesorgt, mein Herr, ich werde Ihnen beweisen, daß ich kein Tölpel bin."

„Und wenn Du den Obersten findest, und er Dir eine schriftliche Antwort giebt."

„So werde ich sie Ihnen zeigen, mein Herr!" unterbrach Marcelin lachend den Präsidenten.

„Das ist recht, und nun geh', auf Wiedersehen, ich werde mich Deiner erinnern, mein Junge."

„Das ist zu viel Ehre, die Sie mir erweisen, mein Herr," erwiederte der junge Mann.

Er grüßte linkisch und verließ das Cabinet.

Der Diener, welcher ihn bei dem Präsidenten einge-

führt hatte, erwartete ihn, er führte ihn bis zu dem Thore, das auf die Straße führt, nicht ohne zu versuchen nach den Ursachen zu forschen, welche dem Besuche des jungen Mannes bei dem Staatsoberhaupte zu Grunde lagen, aber es gelang dem jungen Manne ihn irre zu führen, und ihm nichts zu enthüllen, obgleich er alle seine Fragen beantwortete.

Marcelin war kaum einige Schritte vom Regierungspalaste entfernt, als er sich plötzlich zwei Männer gegenüber fand, welche an einer Straßenecke standen, und auf ihn gewartet zu haben schienen. Einer dieser Männer trug die glänzende Uniform eines höheren Officiers, der andere war Congo Pellé.

Der junge Mann blieb lächelnd und ohne die mindeste Ueberraschung zu verrathen, stehen.

„Du bist es, Congo," sagte er zu ihm, „was machst Du denn hier?"

„Du siehst es. Ich gehe spazieren. Und Du?"

„Ich bin in Geschäften. Kennst Du die Stadt?"

„Ein wenig. Warum das?"

„Weil ich Dich um einen Dienst ersuchen möchte."

„Um welchen, sprich!"

„Um den, mir einen Offizier zu zeigen, dem ich einen Brief zu übergeben habe; ich laufe jetzt schon eine Stunde in der Stadt herum, ohne ihn finden zu können."

„Was hast Du in dem Regierungspalaste gemacht, aus dem Du eben kommst?"

„Nun, meiner Treu, ich bin hineingegangen, um die Adresse dieses Offiziers zu erfahren, aber man hat mir in's Gesicht gelacht, und mich zur Thür hinausgeworfen,

ndem man mir sagte, ihn anderswo zu suchen, daß er zwar allerdings den größten Theil seiner Zeit in diesem Hause zubringe, daß er aber um halb ein Uhr ausgegangen und daß man nicht wisse, wann er zurückkehre.

Der Officier, welcher Congo Pellé begleitete, spitzte bei diesen Worten die Ohren.

„Suchst Du nicht den Obersten Brazier,“ fragte er.

„Ihn selbst, mein Herr,“ erwiederte Marcelin, hochachtungsvoll grüßend, aber mit der dümmsten Miene, die zu Stande zu bringen, ihm möglich war, „und wenn Sie so gut sein könnten, mir zu sagen, wo ich ihn treffen könnte, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein.“

„Ich bin der Oberst Brazier?“ sagte der Officier, indem er sich mit Selbstbewußtsein aufrichtete.

„Sind Sie dessen auch ganz gewiß?“ fragte Marcelin.

Der Oberst begann zu lachen.

„Ganz gewiß, mein Junge. Was hast Du mir zu übergeben?“

„Einen Brief.“

„Einen Brief?“

„Ja.“

„Gieb!“

„Der junge Mann schüttelte, ohne zu antworten, weise den Kopf.“

„Du weigerst Dich,“ fragte der Oberst ungeduldig.

„Nein, mein Herr, durchaus nicht, aber ich fürchte nur, mich zu täuschen, das ist Alles; übrigens,“ fuhr der Neger fort, indem er einen Ausdruck von Naivetät annahm, welcher den Officier täuschte, „wenn der Brief an

Sie gerichtet ist, so müssen Sie wissen, von wem er kommt."

„Ohne Zweifel."

„Sagen Sie mir diesen Namen als Beweis."

„Floréal!"

„Richtig."

Marcelin zog den Brief aus seiner Tasche und übergab ihn dem Obersten.

„Da ist er," sagte er, „Sie wissen, daß ich auf Antwort zu warten habe."

„Wie so auf Antwort?"

„Nun, Floréal hat mir anempfohlen, eine solche zu verlangen."

„Welche Unvorsichtigkeit," murmelte der Officier, indem er den Brief entsiegelte und gierig mit den Augen verschlang.

Aber sein Gesicht hellte sich plötzlich auf, und indem er den Neger auf die Schulter schlug, sagte er:

„Es ist gut, warte einen Augenblick. Du sollst diese Antwort haben. Das ist ein Verläßlicher, dem kann man trauen," fügte er sich zu Congo Pellé wendend, der erstaunt dastand, hinzu.

„Zum Teufel," murmelte der Neger, indem er einen verschmitzten Blick auf Marcelin warf, „alle Welt hat Zutrauen zu ihm, nichtsdestoweniger sieht er zu dumm aus, um nicht sehr schlau zu sein. Wer wird denn eigentlich hier betrogen. Nun, wir wollen sehen!"

„Tritt hier ein, mein Junge, und laß Dir Tafia geben," sagte der Oberst, indem er mit dem Finger einen Schnapsladen bezeichnete, welcher sich einige Schritte weiter

befand; „in einem Augenblick werde ich Dir selbst die Antwort, die Du wünschest, bringen.“

Damit verließ er die beiden Neger, und ging mit raschen Schritten auf den Regierungspalast zu, in den er eintrat.

„Ich möchte wohl gerne Tafia trinken,“ sagte Marcelin, „aber ich habe kein Geld.“

„Ich habe welches, kümmere Dich nicht darum, komm' nur,“ sagte Congo Pellé.

„Ich danke Dir, Congo, Du bist mein Freund,“ sagte der junge Mensch lachend.

Der Oberst Daudin, an einem Fenster des Regierungspalastes stehend und von der Jalousie verborgen, hatte, ohne von den handelnden Personen dieser Scene gesehen zu werden, Alles beobachtet, was zwischen denselben vorgegangen war.

Bei alledem war Marcelin sehr in Verlegenheit, wie er dem Präsidenten gehorchen solle, der ihm befohlen hatte, ihm die Antwort zu überbringen, welche der Oberst Brazier ihm geben würde; er errieth instinctmäßig, daß Congo Pellé, dessen ganze Schlauheit er kannte, Verdacht gegen ihn gefaßt hatte, daß er ihn nicht verlassen werde, und daß er deshalb ein sehr geschicktes Spiel gegen denselben spielen müsse.

Nichtsdestoweniger folgte er dem alten Neger mit anscheinend zufriedener Miene, aber er dachte fort und fort nach und zerbrach sich den Kopf, um ein Mittel zu finden, ihm zu entwischen, bevor sich sein Verdacht in Gewißheit verwandeln könne.

Der Branntweinladen bestand in einer elenden schmu-

ßigen, rauchigen und halbverfallenen Hütte, in der sich in buntem Gemische durcheinander ungefähr vierzig Zecher, sowohl Neger als Mulatten und Mestizen befanden, welche lachten, sangen und stritten.

Die zwei Neuangekommenen fanden sich bald in die allgemeine Stimmung.

Seit ungefähr zwanzig Minuten tranken sie Tafia in vollen Zügen, wie es die Gewohnheit der Neger ist, indem sie dabei von dem und jenem plauderten, als der Oberst auf der Thürschwelle erschien und Marcelin ein Zeichen gab zu ihm zu kommen.

Dieser ließ ihm nicht Zeit, seine Aufforderung zu wiederholen.

„Hier," sagte der Officier, „ist die Antwort, welche die bewußte Person verlangt, verbirg diesen Brief, und vor Allem, lasse Dich nicht erwischen, denn Du wärest ein todter Mann, wenn das geschähe."

Der junge Mann nahm zitternd das Papier in Empfang und verbarg es alsogleich.

„O, mein Herr!" rief er, „Sie werden nicht wollen, daß einem armen Menschen ein Unglück begegne."

„Es ist Deine Sache, Dich in Acht zu nehmen, ich habe Dich gewarnt."

„Fürchten Sie nichts, Oberst," sagte Congo Pellé, welcher sich inzwischen genähert hatte, „ich meinerseits stehe Ihnen dafür, daß Ihr Brief an seine Adresse gelangen wird."

„O wenn Congo bei mir bleiben will," sagte Marcelin mit naivem Ausdrucke, „dann bin ich ruhig.

„Wir werden zusammen fortgehen,“ erwiederte der Neger mit ironischem Lächeln.

„Das wird jedenfalls das Beste sein,“ erwiederte der Offizier. „Hier ist Geld, trinkt, unterhaltet Euch, aber vor Allem berauscht Euch nicht.“

Der Oberst gab hierauf dem jungen Menschen einiges Kleingeld, und entfernte sich dann, nachdem er ihm nochmals Vorsicht anempfohlen hatte.

Die beiden Neger begannen wieder zu trinken.

Natürlicher Weise brachte der Tafia bald seine Wirkung auf sie hevor, so daß sie bald mit ihrem Schreien und Lachen allein mehr Lärm machten als alle übrigen Zecher zusammen.

Wenn Neger durch starke geistige Getränke, die sie sehr lieben und in ungeheuren Quantitäten verschlingen, aufgeregt sind, so ist ihr erster Gedanke einen Bamboula zu tanzen und ihr zweiter zu singen.

Ungeachtet seines Verdachtes hatte sich Congo Pellé, der, wie die meisten seiner Stammesgenossen, eine große Vorliebe für den Tafia hatte, verleiten lassen, sehr stark zu trinken, so daß er sich sehr bald, ungeachtet seines Entschlusses Marcelin zu überwachen, mehr als hinreichend benebelt fand.

Marcelin im Gegentheile, während er sich den Anschein gab, seinen Kameraden, oder vielmehr denjenigen, der sich so sehr zu ungelegener Zeit zu seinem Wächter aufgeworfen hatte, nachzuahmen, trank nur sehr wenig und hatte daher seine ganze Kaltblütigkeit bewahrt.

Während er lachte und tolle Geberden machte, bemerkte er doch, daß einer von den Zechern, welche sie um-

ringten, ihn auf eigenthümliche Weise anblickte, und ihm ein kaum bemerkbares Zeichen gab; er betrachtete diesen Zecher genauer und erkannte in demselben Pierret, den vertrauten Diener, der ihn bei dem Präsidenten Geffrard eingeführt hatte.

„Laß uns tanzen, tanzen," sagte er.

„Richtig, wir wollen tanzen," erwiederte Congo Pellé mit der Schwere eines Trunkenbolds, indem er sich an eine Bank festhielt, um nicht umzufallen.

Man ging auf die Straße hinaus.

„Wer leiht mir einen Hnt?" rief Marcelin.

„Ich, ich! ich!" riefen von allen Seiten die Umstehenden.

Der junge Mann nahm den Hut, den ihm der Diener des Präsidenten hinhielt, drehte ihn in der Hand um, probirte ihn, und gab ihn endlich seinem Eigenthümer zurück.

„Nein nicht der da," sagte er, indem er auf eine gewisse Art mit den Augen zwinkerte, „der ist noch zu neu." Damit nahm er einen anderen Hut.

Der Diener setzte seinen Hut mit einem verdrießlichen Gesichte, was die Neger auf seine Kosten lachen machte, auf den Kopf, er mischte sich in eine Gruppe von Zechern, und verschwand in deren Mitte.

„Nun, wird denn nicht getanzt?" fragte Congo Pellé.

„Tanze Du nur, Congo," erwiederte Marcelin, „ich werde singen."

„So ist's recht," heulte die Menge, die beträchtlich angewachsen war.

Marcelin setzte sich auf eine Bank, und stimmte sogleich das folgende creolische Lied an, welches jenseits des

Oceans so bekannt ist, während Congo Pellé, dessen Trunkenheit immer mehr zunahm, sich in den seltsamsten Verrenkungen wand:

Cora Pradat bell' ti fille (bis);
C'est li mô lé, c'est li m'a prend,
Li pas mandé la chain' dorée
Li pas mandé mouchoir madras!
C'est li mô lé, c'est li m'a prend!

Fünf oder sechs andere Tänzer hatten sich zu Congo Pellé gesellt und sprangen im Tacte, indem sie den Refrain im Chore wiederholten.

Papa di oui, maman di non (bis);
C'est li mô lé, c'est li m'a prend,
Jour qu'a vini fai mon bonheur.
Ma gagné li c'est tou mô lé,
Cora Pradat bell' ti fille!
Baille n'amoureux coeur à vous!

Als er die zweite Strophe beendigte, welche alle Anwesenden vor Entzücken außer sich brachte, fühlte Marcelin, daß man ihn leicht an der Schulter berühre; er drehte flüchtig den Kopf um.

Pierret, der Diener des Präsidenten stand hinter ihm.

Pierret empfahl ihm durch eine Bewegung Stillschweigen und vor Allem Vorsicht, und ließ gewandt in seine Hand ein Papier gleiten, welches der junge Mensch sogleich in seinem Gürtel verbarg, dann, nachdem er ihm noch ein letztes Zeichen gemacht, verschwand der Diener, ohne bemerkt worden zu sein.

Es war Marcelin gelungen. Der Präsident hatte den Brief gelesen und hatte denselben, nachdem er ihn gelesen

wieder an Marcelin zurückgelangen lassen, ohne den Verdacht desjenigen zu erregen, welcher sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Leibwächter des jungen Negers aufgeworfen hatte.

Unterdessen dauerte der Tanz fort.

Andere Tänzer und andere Sänger hatten sich unter die Menge gemischt, welche fortwährend an Zahl znnahm, Congo Pellé durch die ungewohnte Körperbewegung, der er sich schon so lange hingab, außer Athem gebracht, hatte sich endlich gezwungen gesehen, inne zu halten.

Marcelin sah sitzend, den Rücken an die Mauer gelehnt, und eine jener ungeheuren Cigarren rauchend, welche man „Negerendchen" nennt, dem Tanze zu, und schlürfte dazu in kleinen Zügen ein Glas Tafia.

Congo Pellé näherte sich ihm, und fragte ihn lachend, indem er ihm auf die Schulter klopfte.

„Ah! Heda! Schläfst Du?"

Der junge Mann fuhr zusammen.

„Nein, ich trinke."

„Das ist ganz gut zu trinken, aber dabei darf man die Geschäfte nicht vernachlässigen."

„Du hast Recht, was willst Du von mir."

„Oho," sagte der Neger höhnisch, „wir haben nun genug geplaudert. Brechen wir auf? Der Tag rückt vor und wir haben noch einen weiten Weg zu machen."

„Brechen wir auf," sagte Marcelin, indem er sich stellte, „als ob ihm plötzlich das Gedächtniß zurückkehre, und indem er sein Glas auf Einen Zug leerte."

Sie gingen fort, und befanden sich bald außerhalb der Stadt im freien Felde.

„Höre," sagte nach einer Weile der junge Mensch, „Du mißtraust mir, aber Du hast Unrecht."

„Ich," rief der Andere aus.

„Ich habe es wohl bemerkt, aber ich will Dir den Beweis geben, daß Du Dich irrst. Hier ist der Brief des Obersten, überbringe Du ihn selbst an Floréal."

Congo Pellé betrachtete ihn mit blöder Miene.

„Du machst Dich über mich lustig," sagte er zu ihm.

„Ich mache mich nicht über Dich lustig, sondern ich sage Dir die Wahrheit."

„Du könntest Dich entschließen, Dich von diesem Briefe zu meinem Gunsten zu trennen."

„Da ist er, Du kannst ihn nehmen."

„Aber warum thust Du das?"

„Weil ich nicht länger Deinem Verdachte ausgesetzt sein will, hier ist der Brief, gehe Deines Weges, ich will den meinen gehen, verlange von Floréal Apollo Auskunft über mich, er kennt mich ganz genau, Du wirst ja hören, was er Dir antworten wird."

Während er so mit dem Ausdrucke der Einfachheit und der verletzten Würde sprach, warf der junge Mensch den Brief Congo Pellé vor die Füße, drehte sich auf dem Absatze herum, und entfernte sich mit raschen Schritten.

Congo verfolgte ihn einen Moment mit den Blicken, dann schüttelte er mehrmals den Kopf, bückte sich, hob den Brief auf, und da er sich gestehen mußte, daß sein Gefährte ihn allen Ernstes verlassen habe, machte er sich wieder auf den Weg, indem er vor sich hinmurmelte:

„Das Alles ist nicht richtig, dahinter steckt etwas."

In der That, wenn dieser würdige Congo Pellé nicht ein

so schlauer Vaudou gewesen wäre, so hätte ein vortrefflicher Polizeiagent aus ihm werden können; er hat eine gute Nase, wie die Mitglieder dieser ehrenwerthen Corporation so geistreich zu sagen pflegen, wenn sie allein unter sich sind.

Auf diese Art war es Marcelin gelungen, die einander widersprechenden Befehle, die er erhalten hatte, auszuführen, sich des Spions zu entledigen, der sich an seine Fersen geheftet hatte, und endlich zu seinem Herrn in die Grotte der schwarzen Berge bei Sonnenuntergang nach einem der anstrengendsten Tage seines Lebens zurückzukehren, mit leichtem Herzen und frohem Geiste und dem inneren Bewußtsein, seine Pflicht mit Intelligenz erfüllt zu haben.

Und damit sagte sich der muthige und ergebene Diener keine leere Schmeichelei; es war in der That unmöglich sich geschickter aus einer so schwierigen und gefährlichen, Lage zu befreien, wie die war, in der er sich während einiger Stunden befunden hatte.

XX.

Die Unterredung.

Wir wenden uns nun zu Herrn Colette und zu Herrn d'Antragues, welche, nachdem sie Herrn Duvauchelle Lebewohl gesagt hatten, von Marcelin begleitet unter sicherer Escorte auf die Plantage zurückkehrten.

Ihre kurze Reise ging unter den günstigsten Verhältnissen von Statten, während eines ziemlich weiten Weges durch das Gebirge sahen sie nichts Verdächtiges, und end=

lich gegen zehn Uhr Abends stiegen sie an dem Perron des Wohnhauses vom Pferde.

Die vollkommenste Ruhe hatte fortwährend auf der Plantage geherrscht.

Der Franzose, der Gast des Herrn Colette ging auf der äußeren Galerie, mit einer Cigarre im Munde auf und nieder.

Ein Cordon von Schildwachen, die mit Gewehren bewaffnet und sehr nahe an einander aufgestellt waren, wachte aufmerksam über die allgemeine Sicherheit und war stets bereit, sogleich ein Alarmzeichen zu geben, wenn sich die geringste Bewegung in den Büschen zeigte.

Kurz die Plantage und alle dazu gehörigen Ländereien waren militärisch bewacht.

Nachdem die ersten Begrüßungen ausgetauscht waren, fragte der Pflanzer seinen Gast, wie sich seine Schwester befinde.

Fräulein Angela, noch etwas schwach in Folge ihrer Verwundung, hatte sich etwas ermüdet gefühlt und hatte sich seit ungefähr einer halben Stunde in ihre Gemächer zurückgezogen.

Die drei Männer traten nun in den Salon, und da es noch zu früh war, um sich zur Ruhe begeben, und es übrigens nützlich sein konnte, den Dienern das Beispiel der Wachsamkeit zu geben, so setzten sie sich zu einer Spielpartie nieder, welche, obgleich ihr Geist anderweitig beschäftigt war, sie doch sehr bald lebhaft interessirte, und aller Wahrscheinlichkeit nach bis spät in die Nacht hineindauern mußte. Ein Beweis, wie weit die Creolen und die Farbigen überhaupt ihre Leidenschaft für die Karten treiben.

Was Marcelin betrifft, so hatte er, statt in das Haus zu gehen, die drei Pferde am Zügel genommen, und sich gegen die Stallungen zu gewandt.

Aber sobald er den Cordon der Schildwachen überschritten hatte, und sich durch ein dichtes Bananengesträuch geschützt fühlte, blieb er stehen, knebelte mit Sorgfalt zwei dieser Pferde, welche, da sie nur einen kurzen Weg zurückgelegt hatten, gar nicht ermüdet waren, umwickelte ihre Füße mit Wollfetzen und band sie an einem Wolldornbaume fest; das dritte Pferd führte er allein in den Stall.

Nachdem diese Pflicht erfüllt war, kehrte er in das Haus zurück, begab sich vor das Zimmer von Fräulein Angela Colette, und nachdem er einige Secunden an der Thür gelauscht hatte, klopfte er leise zweimal an dieselbe.

„Herein," rief sogleich eine sanfte Stimme von innen.

Er öffnete die Thür und trat ein.

Das junge Mädchen saß oder befand sich vielmehr in halbliegender Stellung auf einem Sofa, die Mutter Marcelin's hatte sich ihr zu Füßen auf einen Polster hingekauert.

„Guten Abend, Marcelin," sagte sie zu ihm mit melancholischem Lächeln, so wie sie ihn bemerkte, „nur herein, mein Freund, Du siehst, ich erwartete Dich."

„Sie erwarteten mich, mein Fräulein?" antwortete er erstaunt.

„Ja, Deine Mutter hat mir Alles gesagt."

„Meine Mutter hat Ihnen Alles gesagt, Fräulein? nun wohlan, um so besser, denn ich gestehe Ihnen, daß ich

nicht recht wußte, wie ich es anfangen sollte, um diese seltsame Botschaft zu bestellen, die ich sehr gegen meinen Willen übernommen habe."

„Ich dachte mir das, und darum habe ich die Sache auf mich genommen," sagte die alte Negerin.

„Und natürlich weigern Sie sich, zu diesem Stelldichein zu kommen, nicht wahr, mein Fräulein," fuhr Marcelin mit einschmeichelndem Tone fort.

„O nein, mein Freund," antwortete sie lebhaft; „ich nehme es im Gegentheile an."

„Sie nehmen es an, mein Fräulein?" rief Marcelin außer sich vor Erstaunen.

„Ja."

„Mein Gott, aber dann haben Sie die Folgen eines so gefährlichen Schrittes nicht gehörig bedacht. Erlauben Sie mir, mein Fräulein, Ihnen mit aller Hochachtung, die ich Ihnen schuldig bin, zu erklären..."

„Nicht weiter, mein Freund," unterbrach sie ihn, indem sie mit sanftem und traurigen Lächeln ihren reizenden Kopf schüttelte, „mein Entschluß ist gefaßt und unabänderlich."

„Aber das ist ja unmöglich, mein Fräulein."

„Warum ist es denn unmöglich?"

„Weil," sagte Marcelin mit Entschlossenheit, „dieser Mensch ein wildes Thier ist, und Sie ermorden wird."

„O, glaubst Du das wirklich, Marcelin?"

„Wenn Sie, so wie ich, sein dämonisches Lächeln hätten sehen können, als er mir diese Botschaft auftrug, so würden Sie nicht so sprechen, mein Fräulein."

„Aber was für Pläne kann denn dieser Mensch haben?"

„Ich weiß es nicht, aber ich habe die Ueberzeugung, daß diese Pläne furchtbar sind; liefern Sie sich nicht so vertheidigungslos und ohne, daß es möglich wäre, Ihnen zu Hülfe zu kommen, in seine Hände. Ich beschwöre Sie darum, mein Fräulein."

Das junge Mädchen schien einige Augenblicke nachzudenken, Marcelin verfolgte ängstlich die verschiedenen Empfindungen, welche sich der Reihe nach auf ihrem Antlitze ausdrückten.

Einen Augenblick lang glaubte er, sie überzeugt zu haben, er hoffte.

Aber ach! diese Hoffnung war nur von kurzer Dauer.

Das junge Mädchen richtete sich plötzlich auf, schüttelte zwei oder dreimal ihr reizendes schelmisches Köpfchen, und sagte mit fester und entschiedener Stimme, indem sie Marcelin ihre kleine Hand reichte.

„Es mag geschehen, wie Gott will, übrigens" fügte sie hinzu, „wirst denn Du nicht mit mir sein?"

„Allerdings, mein Fräulein, aber ich werde allein mit Ihnen sein, und ich werde mich höchstens für Sie tödten lassen können, ohne die Hoffnung zu haben, Sie zu retten."

„Entsagen Sie dieser Zusammenkunft, theure Herrin," sagte die Negerin im Tone sanfter Bitte.

„Nein," erwiederte Angela entschlossen. „Es muß sein. Dieses Mittel bietet sich mir dar, um das arme kleine Mädchen meiner Schwester zu retten; ich muß es

versuchen, was auch immer für Folgen für mich daraus entstehen mögen; laßt ab, mich zu bitten, meine Freunde, Eure Vorstellungen sind vergeblich. Es muß sein."

Die beiden Diener senkten entmuthigt das Haupt, sie erkannten, daß gegenüber einem so bestimmt ausgesprochenen Entschlusse jede weitere Vorstellung zwecklos sein müsse.

„Du hast mit Niemandem von diesem Stelldichein gesprochen," fragte das junge Mädchen nach einem augenblicklichen Stillschweigen.

„Nein, mit Niemandem, Fräulein."

„Gut, ist Alles bereit?"

„Alles."

„Du bist im Stande, mich aus dem Hause zu führen, ohne von den Schildwachen bemerkt zu werden?"

„Gewiß."

„Also komm', es ist Zeit," sagte sie aufstehend.

Die Negerin warf sich in ihre Arme.

„Muth, Herrin," sagte sie ihr in's Ohr, indem sie sie umarmte, „vielleicht werden Freunde über Sie wachen."

„Was willst Du damit sagen?"

„Stille!" erwiederte die Negerin, indem sie den Finger auf den Mund legte, dann fügte sie laut hinzu: „ich bleibe hier, um Ihrem Bruder zu antworten, falls er an die Thür Ihres Gemaches pochen sollte. Muth, Herrin!"

Das junge Mädchen umarmte sie lächelnd, dann sagte es, sich an Marcelin wendend:

„Komm!"

Sie traten hinaus.

Der Gang war finster und öde.

Statt den gewöhnlichen Weg einzuschlagen, wandte sich Marcelin zur Linken, und betrat eine Nebenstiege, welche zu dem Hausthor führte, wo die Wohnungen der Dienerschaft sich befanden.

Angela folgte ihm, sorgfältig in einen schwarzen Mantel gehüllt, dessen Capuchon über ihr Gesicht zurückgeschlagen war.

Trotz alles seines Muthes konnte das junge Mädchen dennoch nicht umhin, vor Angst zu zittern.

Indem sie eine vollständige Unbefangenheit zur Schau trug, verhehlte sie sich durchaus nicht die schrecklichen Gefahren, denen sie sich bei diesem verzweifelten Versuche, ihre Nichte zu retten, aussetzte.

Der Mann, mit welchem sie sich in Verbindung setzen sollte, hatte sich plötzlich in einem so grauenhaften Lichte gezeigt, die Verbrechen, welche er der Reihe nach begangen hatte, waren so feiger Natur und in jeder Beziehung so vollkommen unverzeihlich, daß sie nichts von ihm zu hoffen wagte.

Sie ging also als entsagendes Opfer zu dieser Unterredung, nur aufrecht erhalten durch ihre Ehre und durch ihre heiße Liebe zu ihrer Schwester, die sie antrieb, dieses äußerste Mittel zu versuchen, um, wo möglich, das arme Kind derselben den Händen dieses Elenden zu entreißen.

Dank den von Marcelin getroffenen Vorsichtsmaßregeln, passirten sie, ohne bemerkt zu werden, den Cordon der Schildwachen und glitten, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, durch die Büsche bis zu dem Orte, wo der junge Mann die Pferde angebunden hatte.

Der Neger half seiner Gebieterin, sich in den Sattel

zu schwingen, empfahl ihr noch ein letztes Mal Vorsicht, und leitete die beiden Pferde am Zügel führend, dieselben auf versteckten Pfaden, bis auf die Straßen von Leogano.

Hier angekommen, stieg er ebenfalls zu Pferde, und sagte, indem er sich auf die rechte Seite seiner jungen Gebieterin stellte, mit leiser Stimme zu derselben:

„Mein Fräulein, bald werden wir Floréal treffen. Das einzige Mittel, diesen Schurken zu imponiren, besteht darin, daß man sich den Anschein giebt, ihn nicht zu fürchten; vermeiden Sie es, wenn Sie mit ihm sprechen, ihm Vorwürfe zu machen, oder ihm etwas Verletzendes zu sagen. Heucheln Sie vielmehr das größte Zutrauen in seine Ehrlichkeit."

„Ich will es versuchen," erwiederte Angela mit zitternder Stimme.

„Wenn Sie zaudern, wenn Sie Furcht fühlen, so ist es noch immer Zeit umzukehren."

„Nein," erwiederte sie entschlossen, „nur vorwärts, mein Geschick liegt in der Hand Gottes, er wird mich nicht verlassen."

„Mögen Sie wahr sprechen," murmelte der Neger, „ich kann Ihnen nur wiederholen, daß, so wenig ich auch zu thun im Stande sein mag, ich erst todt sein muß, bevor es Floréal gelingen kann, Ihnen die geringste Beleidigung zuzufügen."

„Ich danke Dir, mein guter Marcelin, ich kenne Deine Ergebenheit für mich; aber vorwärts, denn es wird spät."

Er riß sein Pferd empor und setzte es in gestreckten Galop. Angela folgte ihm.

Dank der Vorsicht Marcelin's, die Hufe der beiden Pferde mit Wollflecken, die mit Sand gefüllt waren, zu umhüllen, schienen dieselben wie Gespenster durch die Luft zu gleiten, ohne daß ihr rasender Lauf das geringste Geräusch auf dem geebneten Boden hervorbrachte.

Die junge Creolin und ihr Diener ritten so während ungefähr fünfundzwanzig Minuten, ohne ein Wort zu wechseln.

Sie flohen schweigend durch die Nacht, bei den silbernen Strahlen des Mondes, die der Landschaft ein seltsames und phantastisches Ansehen verliehen.

In einer kurzen Entfernung von Leogano wandte sich Marcelin plötzlich zur Linken, und schlug einen etwas vertieften Seitenweg ein, der zu beiden Seiten durch dichte Gruppen großer Bäume eingefaßt war, und gegen die Berge zu führen schien.

„Muth!" sagte er zu seiner jungen Herrin.

„Ich habe Muth! Sind wir nicht bald angekommen? Dieser tolle Ritt erschöpft mich."

In der That konnte man hören, daß der Athem des jungen Mädchens keuchend und pfeifend zu werden begann.

„Nur noch einige Minuten," antwortete Marcelin.

„Gott sei Dank!" sagte sie mit leiser Stimme.

Sie ritten noch einige Minuten weiter.

„Du wirst bei mir bleiben, Marcelin, nicht wahr?" murmelte das junge Mädchen, indem sie sich zu dem Ohre des Negers neigte.

„Was auch immer geschehen möge, mein Fräulein, ich werde Sie nicht verlassen."

„Ich rechne auf Dein Versprechen. Erreichen wir noch nicht bald den Ort der Zusammenkunft?"

„Wir sind angelangt," erwiederte Marcelin, indem er sein Pferd plötzlich anhielt.

„Hier ist Niemand," sagte das junge Mädchen, indem sie einen ängstlichen Blick um sich warf.

Sie befanden sich nun im Mittelpunkte einer Art von Lichtung, in welche mehrere Pfade führten, und die ein dichter Vorhang von Bäumen von allen Seiten umschloß.

„Sie irren sich, mein Fräulein," sagte eine rauhe Stimme.

Und in demselben Augenblicke erhob sich ein Mann, kaum drei Schritte von den Pferden entfernt, aus dem Gebüsche.

Angela hatte Floréal Apollo erkannt.

Der furchtbare König der Vaudoux trug noch immer denselben Anzug, er stand düster und unbeweglich, die Hände über die Brust gekreuzt, den Kopf erhoben, den Blick kalt und stechend, wie der einer Schlange, der zitternden Creolin, die er verzaubern zu wollen schien, gegenüber.

„Ich bin auf Ihren Ruf erschienen, mein Herr," sagte das junge Mädchen, indem es einen leichten Schauder der Ueberraschung und der Furcht überwand, „und bin bereit, die Vorschläge zu hören, die Sie mir zu machen haben."

„Man bespricht sich schlecht, wenn der Eine zu Pferde und der Andere zu Fuße ist," erwiederte Floréal mit ironischem Lächeln; „wollen Sie so gut sein, abzusteigen und

mir einige Schritte weit zu folgen, während dieser Mensch die Pferde halten wird."

„Ihr vergeßt unsere Uebereinkunft, Floréal," sagte lebhaft Marcelin; „ich begreife, daß Ihr wünscht, daß das Fräulein zu Fuße sei, um mit Euch zu sprechen, und ich habe nichts dagegen, daß sie zu diesem Zwecke absteige, aber ich werde nie zugeben, daß sie mich hier lasse, und sich mit Euch entferne."

„Was will dieser Tölpel," sagte Floréal hochmüthig, „sollte er die Anmaßung besitzen, mir Bedingungen vorschreiben zu wollen?"

„Ich habe keine Anmaßung," erwiederte Marcelin fest, „aber ich verlange, daß Ihr genau die Verpflichtungen einhaltet, die Ihr gegenüber mir eingegangen seid."

„Nimm Dich in Acht!" murrte Floréal dumpf.

„Ich fürchte nichts. Ihr wißt es, daß es nicht leicht ist, mir Furcht einzujagen, nicht wahr? Das Fräulein hat nur eingewilligt, hieher zu kommen, weil ich ihr geschworen habe, daß ich sie nicht einen Augenblick verlassen werde. Uebrigens scheint mir, daß Ihr derselben nichts zu sagen haben könnt, was ich nicht hören dürfte. Und nun gebe ich Euch zwei Minuten, um anzunehmen oder abzulehnen. Nehmt Ihr an, so bleiben wir, wo nicht, so kehren wir wieder nach Hause zurück."

„Verfluchter Hund," murmelte Floréal, indem er Marcelin einen finstern Blick zuwarf, der jedoch denselben durchaus nicht aus der Fassung brachte, „aber ich werde Dich wiederfinden."

„Das ist wahrscheinlich," erwiederte Marcelin lachend, „um so mehr, als ich mir gar keine Mühe geben

werde, um Euch auszuweichen, aber in diesem Augenblicke handelt es sich nicht darum. Nehmt Ihr an oder nicht?"

„Ich nehme an, weil ich nicht anders kann, aber möge Dich die Höhle verschlingen, Elender!" rief Floréal voll Wuth.

Der junge Mensch stieg vom Pferde, führte die beiden Pferde zu einem Baume, band sie an demselben an, half dann seiner Herrin absteigen, und trat mit derselben auf Floréal zu, der unbeweglich in der Mitte der Lichtung stehen geblieben war.

„So," sagte Marcelin, „jetzt ist Alles in Ordnung. Sprecht über Eure Angelegenheiten mit dem Fräulein, und kümmert Euch nicht um mich, ich höre Euch nicht zu, ich habe die Gewohnheit, mich in das, was mich nichts angeht, nicht zu mischen."

Er trat einen oder zwei Schritte zurück, kreuzte die Arme über die Brust, und blieb unbeweglich stehen, die Blicke fest auf die beiden Unterredenden gerichtet, die er nicht einen Augenblick aus den Augen lassen wollte.

„Da bin ich nun, bereit Sie zu hören, mein Herr!" sagte das junge Mädchen mit einer Stimme, der sie vergebens Festigkeit zu geben versuchte. „Nur beeilen Sie sich mit Ihren Erklärungen, ich bitte Sie darum. Was für Vorschläge haben Sie mir zu machen? die Zeit drängt; ich bin weit von meiner Wohnung entfernt, und ich möchte nicht, daß meine Abwesenheit bemerkt würde."

„Das könnte Sie compromittiren," erwiederte der Neger mit finsterem Hohnlächeln. „Es ist seltsam: ein wohlerzogenes Mädchen reitet Nachts im Lande umher, um ein Stelldichein mit einem Banditen zu haben, denn

das ist ja wohl der Name, den Ihre Freunde mir geben, nicht wahr, mein Fräulein?"

„Haben Sie mich gebeten, hieher zu kommen, um mir das zu sagen?" erwiederte sie mit stolzer und rührender Würde, die dem Elenden gegen seinen Willen imponirte.

„Nein," antwortete er barsch, „wegen etwas Anderem."

„Ich warte."

Floréal betrachtete das junge Mädchen einen Augenblick aufmerksam, dann, da seine bösen Neigungen plötzlich das Uebergewicht bekamen, sagte er im spöttischen Tone:

„Sie liebten Ihre Schwester wohl sehr?"

„Meine Anwesenheit hier ist wohl ein Beweis dafür."

„Und die Tochter derselben, lieben Sie sie auch?"

„Ach, als ob sie mein Kind wäre, das arme Geschöpf!"

„Nun," sagte er spöttisch, „das ist schön. Da dem so ist, hoffe ich, daß wir uns werden verständigen können."

„Ich bin eigens deshalb hierher gekommen."

„Vor Allem," sagte Floréal, indem er dem jungen Mädchen einen wilden Blick zuwarf, „müssen Sie fest davon überzeugt sein, mein Fräulein, daß keine menschliche Macht im Stande ist, Ihre Nichte meinen Händen zu entreißen, und vor dem Schicksal zu bewahren, das ich ihr zugedacht habe, wenn ich nicht einwillige, sie Ihnen zurückzugeben."

„Wenn ich nicht überzeugt gewesen wäre, daß das

wahr ist, mein Herr, hätte ich mich wohl entschlossen, diesen Schritt zu versuchen?"

„Sehr gut," sagte er mit finsterem Lachen. „Es ist doch eine schöne Sache um die brüderliche Liebe."

„Spotten Sie meiner, mein Herr?" sagte das junge Mädchen, indem sie einen Schritt zurücktrat.

„Nun, nun, nur nicht gleich böse werden, mein Fräulein. Ich bin vielleicht doch kein so schwarzer Teufel, als ich scheine, es handelt sich nur darum, sich zu verständigen."

„Welche sind Ihre Bedingungen?"

„Sie scheinen Eile zu haben, sie zu hören, mein Fräulein, pah, wir haben ja Zeit."

Das junge Mädchen stampfte zornig mit dem Fuße, ihre Brauen runzelten sich, so daß sie sich beinahe vereinigten, sie fühlte gar keine Furcht mehr.

„Sie wollen es, nun wohl es sei, um so mehr, als es auch mein lebhaftester Wunsch ist," erwiederte er mit spöttischem Lächeln."

„Ich schlage Folgendes vor."

„Lassen Sie hören."

„Sie wissen, daß mein Bruder reich ist?"

„Ich kenne die Ziffer seines Vermögens vielleicht besser, als er selbst," erwiederte er höhnisch, „nun und was weiter?"

„Bestimmen Sie selbst die Summe, die Sie wünschen, und so groß die Summe auch sein mag, ich schwöre es Ihnen, daß sie Ihnen ehrlich ausbezahlt werden wird, und sollten wir an den Bettelstab kommen, um das Versprechen zu halten, welches ich Ihnen jetzt im Namen mei-

nes Bruders und in meinem eigenen mache; sprechen Sie also, scheuen Sie sich nicht zu begehren, ich höre."

Floréal Apollo hatte sie angehört, ohne sie zu unterbrechen, seine Augen waren mit einem seltsamen Ausdrucke auf die ihrigen geheftet; als sie geendet, trat er einen Schritt vorwärts und sagte mit einem unheilverkündenden Lächeln, indem er absichtlich auf jedes Wort Nachdruck legte.

„Sie würden also einwilligen, mir Ihr ganzes Vermögen zu überlassen?"

„Ohne Zögern und ohne Bedauern, wenn es nöthig ist, um dieses unglückliche Kind zu retten."

„Oh, dann geht die Sache ja von selbst," sagte er lachend, „und wie ich bemerkt habe, werden wir bald zu Ende kommen; da Sie sich zu einem so großen Opfer entschließen könnten, so werden Sie mir auch das nicht verweigern, was ich von Ihnen verlange."

„Nennen Sie die Ziffer."

Floréal Apollo schüttelte mit verneinender Bewegung den Kopf, indem er einen seltsamen Blick auf das junge Mädchen heftete, welches unwillkürlich erröthete, und ihr Auge vor diesem Blicke, dessen unversöhnlichen Glanz sie nicht ertragen konnte, zu Boden senkte.

„Ich verlange kein Geld," sagte Floréal. „Was liegt mir an diesem Vermögen, welches Sie mir anbieten? Ich kann sobald es mir beliebt reicher als Sie sein, armes Mädchen."

„Also, was wollen Sie denn," fragte sie schaudernd, denn sie begriff, daß der Elende bis jetzt mit ihr gespielt

hatte, wie der Tiger mit der Gazelle spielt, die er zuckend in seinen mächtigen Pranken hält.

„Was ich will?“ wiederholte er mit dumpfem Murmeln.

„Ja, sprechen Sie.“

„Nun wohl, ich will einen Tausch eingehen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Ich will mich näher erklären,“ sagte er mit finsterem Lachen. „Ich willige unter einer einzigen Bedingung ein, das Kind seinem Vater zurückzugeben.“

„Und worin besteht diese Bedingung?“

„Darin,“ erwiederte er brutal ausbrechend mit heiserer Stimme, die wie das Zischen einer Schlange zwischen seinen zusammengepreßten Lippen hervordrang, „darin, daß Sie an die Stelle derselben treten.“

Dieser seltsame und empörende Vorschlag Floréal's brachte das junge Mädchen ganz außer sich, sie glaubte anfangs, schlecht verstanden zu haben, für so unmöglich hielt sie es, daß dieser Mensch solche Worte an sie richten könne.

„Was wollen Sie damit sagen,“ rief sie, indem sie mit Entsetzen zurückfuhr.

Floréal Apollo zuckte nicht, immer kalt und unbeweglich und Herr seiner selbst erwiederte er mit spöttischer Stimme:

„Ich will damit sagen, daß Sie an die Stelle des Kindes treten, mir in's Gebirge folgen und dort bei mir wohnen sollen. Habe ich mich jetzt deutlich genug erklärt?“

„Oh!“ rief sie mit einem unaussprechlichen Ausdruck des Ekels, indem sie einen Schritt zurücktrat, „lieber den Tod, als diese Schmach.“

Bei dieser entsetzlichen Beleidigung, welche dem furchtbaren König der Vaudoux, von dem über so viel Frechheit und Cynismus empörten Mädchen, so entschlossen in's Antlitz geschleudert wurde, verzerrten sich seine Züge, sein Gesicht nahm plötzlich jene Aschenfarbe an, welche die Blässe der Neger ist; ein weißer Schaum trat auf den Rand seiner wulstigen Lippe.

„Elende!“ rief er wüthend, indem er einen Schritt auf sie zu machte.

Das junge Mädchen trat entsetzt zurück.

„Mein Gott,“ murmelte sie, indem sie in Thränen ausbrach, „wie soll ich diesen Menschen rühren?“

„Mich rühren,“ rief er mit cynischem Lachen. „Kommen wir zu Ende. Du mußt mir in das Gebirge folgen, und dort werde ich Dir das Kind Deiner Schwester zurückgeben.“

„Erbarmen,“ rief sie, indem sie zu seinen Füßen niedersank und die Hände zur Bitte faltete. „Haben Sie Erbarmen mit meinem Schmerze, mein Bruder hat Sie immer geliebt, Sie waren sein Milchbruder.“

„Sprich für Dich,“ rief er, indem er sie mit Härte zurückstieß, „Deinen Bruder hasse ich.“

Das junge Mädchen stand plötzlich auf, ihre Augen schleuderten Blitze, ihr Gesicht hatte einen Ausdruck von seltsamer Entschlossenheit.

„Sie wollen mir nicht meine Nichte zurückgeben,“ sagte sie zu ihm mit heiserer Stimme.

„Vor Allem will ich, daß Du mir folgst. Später wollen wir vielleicht sehen,“ sagte er höhnisch, indem er sie am linken Arm faßte. „Komm', Du gehörst jetzt mir.“

Angela machte sich durch eine heftige Bewegung von der verhaßten Berührung des Banditen frei, und rief, indem sie sich hastig zurückwarf.

„Du bist ein Ungeheuer und ein Feigling. Zurück, Du Hund, ich verachte Dich. Sei verflucht, Du Elender.“

Dabei spuckte sie ihm in's Gesicht.

Floréal stieß ein Gebrüll wie ein verwundeter Tiger aus, und stürzte sich mit hoch erhobenem Dolche auf das junge Mädchen zu, welches einige Schritte von ihm entfernt, unbeweglich ruhig und stolz dastand.

Sie hielt sich für verloren.

Sie versuchte nicht einen zwecklosen und erniedrigenden Kampf gegen ihren Henker zu beginnen, und empfahl die Augen zum Himmel emporhebend, im Geiste ihre Seele Gott, der sie allein retten konnte.

XXI.

Die Ueberraschung.

Plötzlich, und bevor noch Floréal Apollo sich in Vertheidigungszustand setzen konnte, sprang Marcelin, der bis dahin ein theilnahmsloser und scheinbar gleichgültiger Zuschauer dieser schrecklichen Scene gewesen, so rasch auf ihn los, daß der Neger überrascht strauchelnd, einige Schritte zurücktaumelte und seinen Dolch fallen ließ, den der junge Mensch aufraffte und in seinen Gürtel steckte.

Dann stellte er sich muthig vor das halb ohnmächtige junge Mädchen, und indem er mit einer Handbewegung dem König der Vaudoux, der wüthend und schreckliche

Drohungen ausstoßend auf ihn eindrang, zurückwies, sagte er ruhig:

„Sprechen wir, ohne uns zu erhitzen, das wird für Alle das beste sein.“

„Verräther!“ brüllte Floréal, blind vor Zorn, und ohne selbst zu wissen, was er sagte, „Du trittst gegen mich auf?“

„Durchaus nicht, Floréal, ich bin nur für die gerechte Sache, das ist Alles.“

„Die gerechte Sache,“ murmelte er.

„Nun, meiner Treu, das ist doch ganz einfach, Ich will mit meiner Ehre kein Spiel treiben lassen, das ist nun einmal meine Idee. Ich habe mich verpflichtet, Fräuein Angela hierher zu führen, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Ihr sie nicht beleidigt, und daß, wenn die Vorschläge, die Ihr ihr machen würdet, ihr nicht annehmbar erscheinen sollten, es ihr freistehen sollte, zu ihrem Bruder zurückzukehren, ohne belästigt zu werden. Ist das wahr, ja oder nein?“

„Du bist ein Hund,“ murrte Floréal dumpf, „und ich werde mich rächen.“

„Keine Beleidigungen, Floréal,“ sagte Marcelin mit derselben ruhigen Stimme. „Ihr wißt, daß ich mich um Eure Drohungen gerade so viel kümmere, wie um eine verfaulte Banane, aber darum handelt es sich nicht. So lange Ihr ruhig und höflich mit Fräulein Angela Colette gesprochen habt, wollte ich mich nicht in diese Angelegenheit mengen, die mich durchaus nichts angeht, ich habe sogar getrachtet, Euch nicht zu hören. Ihr habt etwas vorgeschlagen, und das Fräulein hat Euch einen anderen Vor-

schlag gemacht. Bis dahin war Alles in der besten Ordnung, es steht Jedem frei, ein Geschäft zu machen, wie es ihm gut dünkt."

„Bist Du zu Ende?" fragte der Baudou, indem er mit den Zähnen knirrschte.

„Noch nicht. Ihr habt Euch nicht verständigt, das ist etwas, was sehr häufig vorkommt, und es steht mir nicht zu, darüber meine Meinung auszusprechen, aber jetzt wollt Ihr, statt wie Ihr Euch förmlich verpflichtet habt, das Fräulein sich ruhig zurückziehen zu lassen, gegen sie Gewalt anwenden, und sie gegen ihren Willen mit Euch in's Gebirge schleppen. Das ist etwas Anderes, Meister Floréal und ich schwöre es Euch bei der geheiligten Eidechse, daß ich das nicht dulden werde."

„Du wirst es nicht dulden?"

„Nein, weil Ihr Unrecht habt."

„Ah! ich habe Unrecht?" sagte er höhnisch.

„Ganz gewiß, und wenn Ihr auf Eurem Entschlusse beharrt, so sage ich Euch im Vorhinein, daß Ihr zuerst mich tödten müßt."

„Wenn es nichts weiter ist, so werde ich Dich tödten."

„Versucht es; ich bin der Mann dazu, Euch Stand zu halten. Ich denke, Ihr wißt das."

Floréal Apollo begann zu lachen.

„Wenn ich allein nicht stark genug bin, so werde ich mir Helfer zu verschaffen wissen," sagte er.

„So! so?" erwiederte der junge Mann, „es scheint also, daß Ihr Vorsichtsmaßregeln getroffen habt."

„Hältst Du mich für thöricht genug, das nicht gethan zu haben," erwiederte Floréal mit Verachtung.

„Also ist eine Falle, ein Hinterhalt, in den Ihr uns gelockt habt?"

„Es scheint so," sagte Floréal die Achseln zuckend. „Glaube mir, mein Sohn, Du thust am besten, wenn Du Dich von hier entfernst und Dich nicht in eine Sache mischest, die Dich durchaus nichts angeht, zwinge mich nicht, Dir zu beweisen, daß ich Mittel besitze, um Dich machtlos zu machen."

„Nun wohl, hört," erwiederte der junge Mann, indem er seinen Gegner mit einem unaussprechlichem Ausdruck der Verachtung anblickte, ohne auch nur einen Fuß breit zurückzuweichen, „das Fräulein hat Recht, Ihr seid ein erbärmlicher Wicht, Meister Floréal und noch überdieß ein elender Feigling."

Floréal lächelte mit Verachtung, und zwei Finger seiner rechten Hand an den Mund legend, ahmte er das Zischen einer Schlange nach.

Alsogleich sprangen vier Männer aus dem tiefen Dickicht hervor, wo sie sich bis jetzt ohne Zweifel verborgen gehalten hatten.

„O mein Gott," rief das junge Mädchen, „wir sind verloren!"

„Noch nicht, mein Fräulein, fassen Sie nur Muth," erwiederte lächelnd Marcelin.

„Bemächtigt Euch dieses Mannes, und dieser Frau," brüllte Floréal.

„Ich sage es Euch vorher, daß der erste, der einen Schritt thut, ein todter Mann ist," sagte der junge Mann, indem er kaltblütig die Pistole spannte, die er plötzlich in

der Hand hielt, ohne daß es möglich gewesen wäre, zu sehen, woher er sie genommen.

Die Neger zauderten.

„Was?“ rief Floréal, „Ihr fürchtet Euch und seid vier gegen Einen?“

Dabei ergriff er eine Flinte, legte auf Marcelin an, und drückte los.

Zwei Pistolenschüsse krachten, zwei Männer fielen, mitten in die Brust getroffen, zu Boden, wo sie sich unter fürchterlichem Schmerzensgeschrei in den Zuckungen des Todes wälzten.

„Gut, nun sind es nur mehr zwei,“ sagte der junge Mann, der der Kugel Floréal's ausgewichen war, indem er sich zur Seite warf. „Hört! Wollt Ihr uns jetzt zurückkehren lassen?“

„Du mußt sterben, verfluchter Hund!“ rief Floréal, indem er sich mit der ganzen Wucht seines Körpers auf Marcelin warf.

Ein entsetzlicher Kampf entspann sich nun zwischen den beiden Männern.

Plötzlich stieß Angela einen verzweifelten Hülferuf aus, die beiden Neger, welche unverwundet geblieben waren, hatten sich auf sie gestürzt und versuchten sie fortzuschleppen.

Durch eine riesenhafte Anstrengung machte sich Marcelin für einen Augenblick von der gewaltigen Umschlingung Floréal's frei, stürzte zu dem jungen Mädchen, stieß seinen Dolch dem einen der Neger in die Kehle, warf den zweiten durch einen heftigen Kopfstoß gegen die Brust, der ihn fast

tödtete, zu Boden, und, mit einem Tigersprung umkehrend, stürzte er sich wieder auf Floréal Apollo.

Diese Scene, welche zu beschreiben wir so viele Zeit brauchten, war mit so schwindelnder Schnelligkeit vor sich gegangen, daß sie während der Zeitdauer eines Blitzes begonnen und geendet hatte.

„Jetzt zu uns zweien, Floréal," rief er mit finsterem Lachen.

Nun begann von Neuem ein furchtbarer, erbitterter, unversöhnlicher Kampf zwischen den beiden Männern, von denen ein jeder einsah, daß sein eigenes Heil nur von dem Tode seines Gegners abhing.

„O, ich werde Dein Herz essen, Du Hund," schrie der Bandit, der einer tollen Wuth zur Beute war, indem er seine schon ohnedies riesigen Anstrengungen verdoppelte, um einen Gegner zu Boden zu werfen, den er weit entfernt war, für so gefährlich zu halten.

„Retten Sie sich, retten Sie sich, während ich mit diesem Dämon kämpfe," rief Marcelin dem jungen Mädchen zu.

„Nein," erwiederte sie entschlossen, „ich werde mich nicht allein retten, Marcelin, wir werden uns zusammen retten oder zusammen zu Grunde gehen."

Mittlerweile fühlte der junge Mann, daß seine Kräfte ihn verließen, der Schweiß rieselte von seiner Stirn, ein Nebel umhüllte seine Blicke, er empfand ein Sausen in den Ohren, und er begann mit Entsetzen zu berechnen, wie viele Minuten es ihm noch möglich sein werde, diesen entsetzlichen Kampf zu bestehen.

Die Arme Floréal's, welche mit einer wüthenden

Energie um seine Hüfte geschlungen waren, schlossen sich mit einem langsamen aber unwiderstehlichen Drucke, welche seine Knochen knacken machte, und ihm den Athem raubte, er sah zwei Zoll von seinem Gesichte entfernt das des Banditen, welcher ihn mit teuflischem Ausdrucke anstarrte, er fühlte, daß er wankte.

Plötzlich ließ sich ein lautes Geschrei vernehmen, und der Lärm von raschen Schritten, die von Moment zu Moment näher kamen, drang an sein Ohr.

„Halte aus, Marcelin! Muth! hier bin ich schon," rief eine athemlose Stimme.

Der Neger und das junge Mädchen hatten Herrn Duvauchelle erkannt.

Der König Baudou hatte ebenfalls den Pflanzer von Jeremias erkannt; er sah ein, daß wenn er nicht mit dem jungen Menschen zu Ende kam, ihm seine Beute entgehe; seine Wuth ging in Wahnsinn über, seine Arme preßten in einer krampfhaften Anstrengung den Leib des jungen Mannes noch fester; aber diese befreundete Stimme hatte augenblicklich dem treuen jungen Manne seine ganze frühere Thatkraft wiedergegeben und auch er seinerseits verdoppelte seine wunderbare Anstrengung.

„Ah," rief er mit pfeifender Stimme, „ich glaube diesmal bist Du gefangen, Elender."

„Das ist möglich," erwiederte der Neger mit scheußlichem Lächeln, „aber Du wirst nicht sehen, wie ich gefangen werde, Du wirst früher todt sein."

„Zu Hülfe, zu Hülfe, mein Bruder," rief Angela mit Verzweiflung.

„Da bin ich, Schwester, da bin ich," antwortete Herr

Duvauchelle, indem er von beiläufig zehn Soldaten begleitet auf der Lichtung erschien.

Alle stürzten sich auf einmal auf Floréal Apollo.

In einem Augenblick war der Bandit zu Boden geworfen und fest gebunden.

Marcelin lag bewegungslos zu seinen Füßen.

„O mein Gott!“ sagte das junge Mädchen, indem sie neben dem jungen Manne niederkniete. „Armer Bursche! So tapfer, so treu! Ist er denn todt? Ist es nicht möglich, ihm Hülfe angedeihen zu lassen! Komm', komm', ich bitte Dich, mein Bruder!“

Herr Duvauchelle näherte sich eiligst.

„Aha!“ sagte Floréal, den man in diesem Augenblicke wie ein erlegtes wildes Thier auf den Rücken eines Pferdes band, „ich habe es ihm versprochen, daß er vor mir sterben solle. Versucht es nur, ihn zum Bewußtsein zu bringen, er ist todt, mausetodt.“

Floréal Apollo irrte sich, nicht nur war Marcelin nicht todt, er war nicht einmal ohnmächtig.

Einer vollständigen Erschöpfung zur Beute, welche durch die unerhörten Anstrengungen herbeigeführt ward, die er in dem Kampfe gegen seinen unversöhnlichen Gegner zu machen gezwungen war, fühlte er jetzt nach und nach wieder Luft in seine Brust treten, und seine Kräfte zurückkehren, allerdings langsam, aber doch so, daß er nach einigen Minuten, wenn er es gewollt hätte, vollständig im Stande gewesen wäre aufzustehen. Aber das lag nicht in seinem Plane.

Marcelin wünschte aus besonderen Gründen, die ihm

allein bekannt waren, seinen Gegner in seinem Irrthum zu bestärken.

Als Herr Duvauchelle sich über ihn beugte, lächelte er ihm freundlich zu und sagte, indem er pfiffig mit den Augen blinzelte, mit einer Stimme, die so schwach wie ein Hauch war, zu ihm:

„Floréal muß mich für todt halten.“

Herr Duvauchelle drückte ihm die Hand, er hatte ihn verstanden.

Er erhob sich und entfernte sich, indem er seiner Schwester ein Zeichen gab, ihm zu folgen.

Er nahm nun eine Pferdedecke, wickelte Marcelin mit Vorsicht in dieselbe ein, und ließ ihn auf eine von den Soldaten aus Flinten improvisirte Tragbahre legen, auf welcher bereits die beiden Neger ausgestreckt lagen, welche Marcelin in dem vorhergehenden Kampfe getödtet hatte.

Floréal hatte mit aufmerksamem Blick alle diese Bewegungen verfolgt.

„Er ist also todt, dieser wackere Marcelin,“ fragte er Herrn Duvauchelle mit spöttischer Stimme, als dieser an ihm vorbeiging.

„Ja, Elender,“ erwiederte der Pflanzer, „freue Dich, Du hast ihn getödtet.“

„Desto besser,“ rief er mit scheußlicher Freude, „wenigstens habe ich mich an diesem Einen da gerächt; wer weiß, ob ich mich nicht auch bald an den andern rächen werde.“

Der Pflanzer zuckte die Achseln und verschmähte es zu antworten; nachdem er Angela wieder auf ihr Pferd

geholfen hatte, gab er das Zeichen zum Aufbruche, und der kleine Trupp setzte sich langsam in Marsch.

Von diesem Augenblicke an blieb Floréal schweigsam und unbeweglich, und wäre nicht der blitzende Strahl seines wilden Blickes gewesen, man hätte ihn für eine Leiche halten können.

Die rettende Dazwischenkunft des Herrn Duvauchelle, eine Dazwischenkunft, welche aller Wahrscheinlichkeit nach das junge Mädchen gerettet hatte, war sorgfältig von der Mutter Marcelin's vorbereitet worden.

Dies geschah auf folgende Art:

Einige Minuten nach dem Aufbruche des Pflanzers, des Herrn von Antragues und Marcelin's, war die alte Negerin, welche schon lange auf diesen Aufbruch lauerte, in die Grotte eingedrungen, in wenigen Worten hatte sie ihren Herrn von der Zusammenkunft in Kenntniß gesetzt, welche Angela in Gegenwart Marcelin's mit Floréal haben solle, und nachdem sie ihm gesagt, zu welcher Stunde, und an welchem Orte diese Zusammenkunft stattfinden solle, hatte die Negerin, beruhigt durch das Versprechen des Herrn Duvauchelle, über seine Schwägerin zu wachen, für den Fall, daß Floréal wieder eine seiner gewöhnlichen Verräthereien im Schilde führen sollte, sich in aller Eile auf die Plantage begeben, wo sie nur kaum um einige Minuten früher als Herr Colette und seine Gefährten angekommen war.

Der Pflanzer, entzückt über die sich ihm darbietende Gelegenheit sich seines unversöhnlichen Feindes zu bemächtigen, hatte seine Maßregeln demgemäß getroffen, und hatte mit einigen Soldaten die Spur des Banditen verfolgt,

aber er hatte sich in der Dunkelheit verirrt, und ohne das wiederholte Knallen der Feuerwaffen, und besonders ohne das verzweifelte Hülferufen des jungen Mädchens, wäre er wahrscheinlich zur Rettung zu spät gekommen.

Gegen Mitternacht erreichte endlich der kleine Trupp die Plantage.

Herr Colette und Herr d'Antragues schliefen noch nicht, sie setzten im Salon noch immer die hartnäckige Spielpartie fort, die sie um acht Uhr begonnen hatten.

Ihre Ueberraschung war groß, als sie mitten in der Nacht Angela ankommen sahen, von der sie glaubten, daß sie schon lange in ihrem Bette liege und schlafe, Herrn Duvauchelle, den sie in seinem Hinterhalte vermutheten und besonders Floréal Apollo, den man als Gefangenen und auf ein Pferd gebunden brachte.

Die Erklärungen dauerten ziemlich lange. Dann zog sich Angela, welche durch so viele furchtbare Aufregungen vollständig erschöpft war, in ihre Gemächer zurück, indem sie sich auf die Schulter der Mutter Marcelin's stützte, welche jetzt über das Schicksal ihres Sohnes beruhigt war, da derselbe, sobald er auf der Plantage angelangt, und außerhalb des Bereiches neugieriger Blicke war, ihr um den Hals gefallen war, und sie in einer Weise umarmt hatte, die sie überzeugen mußte, daß er ganz lebendig war.

Nachdem diese heilige Pflicht erfüllt war, trat der junge Mann in den Salon, um den Berathungen beizuwohnen, welche seine Herren halten wollten.

Floréal, gebunden, geknebelt, quer über ein Pferd gelegt, und von zehn Soldaten, welche ihn nicht einen

Augenblick aus dem Gesicht verloren, bewacht, harrte im Hofe dessen, was über ihn entschieden werden würde.

Als die Thüren des Salons fest geschlossen waren, begann die Berathung.

„Was gedenkt Ihr zu thun,“ fragte zuerst Herr Colette.

„Mir scheint, unsere Pflicht ist uns ganz klar vorgezeichnet,“ sagte Herr Duvauchelle rasch, „wir haben diesen Elenden in unseren Händen, lassen wir ihn augenblicklich todtschießen, Ihr kennt das Sprüchwort: Mit der Schlange stirbt ihr Gift.“

„Dieses Vorgehen ist vielleicht etwas rasch,“ bemerkte Herr d'Antragues. „Haben wir denn auch das Recht so zu handeln?“

„Wenn wir es nicht haben, so werden wir es uns nehmen, das ist Alles,“ erwiederte Herr Duvauchelle.

„Aber das heißt ja, uns selbst unser Recht nehmen,“ rief der Pflanzer.

„Pah, wozu so lange streiten. Nehmt zum Beispiele an, ich hätte, als ich auf dem Kampfplatze anlangte, den Elenden sogleich getödtet, nun, was wäre es weiter?“

„Das ist wahr, aber Du hast es nun einmal nicht gethan, mein Bruder.“

„Ich habe Unrecht gehabt, es nicht zu thun, ich erkenne das jetzt an.“

„Und Sie mein Herr!“ sagte der Pflanzer, indem er sich zu seinem Gast wandte, der dieser Art von Kriegsrath beiwohnte, ohne sich an demselben zu betheiligen, „was ist Ihre Ansicht?“

„Meine Herren,“ erwiederte der Franzose, „da Sie

mir die Ehre erweisen, mich um meine Ansicht zu fragen, so muß ich Ihnen offen sagen, daß ich einem Lande angehöre, in dem die Gesetzlichkeit über alles Andere geht, in Frankreich beschützt das Gesetz die Bürger, und Niemand hat das Recht, sich selbst Genugthuung zu verschaffen, so schwer auch das Unrecht sei, welches er erlitten hat."

„Und Sie folgern daraus?"

„Dieses: daß Sie diesen Mann, und wenn es sich auch nur um eine einzige Nacht handeln würde, nicht in Ihrem Hause gefangen halten können, sondern daß Sie denselben augenblicklich nach Port-au-Prince schaffen und in die Hände der Gerechtigkeit liefern müssen."

„Hm!" sagte Herr Duvauchelle mit nicht sehr überzeugter Miene, „es ist etwas sehr Schönes um die Gesetzlichkeit, unglücklicher Weise sind wir hier nicht in Frankreich, sondern in San-Domingo, wo das Recht des Stärkeren häufig das giltigste ist," und indem er sich nach diesem humoristischen Ausfalle an den Neger wandte, der aufrecht neben ihm stand, fragte er ihn. „Und Du, Marcelin, mein Junge, was ist Deine Ansicht, in dieser Sache?"

„Meine Ansicht, mein Herr," erwiederte dieser ohne Zögern, „ist die, daß man Floréal Apollo nicht hätte gefangen nehmen sollen."

„Richtig, man hätte ihn tödten sollen."

„Nein," erwiederte Marcelin, „im Gegentheile, man hätte ihn sollen laufen lassen."

„Wie? ihn laufen lassen," riefen die drei Pflanzer, „bist Du verrückt, Marcelin?"

„Laßt diesen Burschen sich erklären," sagte der Fran-

zose, „ich glaube seinen Gedanken zu fassen, und bin der Ansicht, daß er Recht hat.“

„Nun, meiner Treu,“ rief Herr Duvauchelle, „das ist doch zu stark.“

„Nun wohl, erkläre Dich, Marcelin,“ unterbrach ihn Herr Colette, „es ist leicht möglich, daß Du der Vernünftigste von uns Allen bist, mein Junge. Also sprich, warum hätten wir diesen Elenden entschlüpfen lassen sollen!“

„Weil ich jetzt seinen Schlupfwinkel kenne, Herr, und weil wir sicher sind, ihn wiederzufinden, sobald wir wollen.“

„Aber Du weißt wohl,“ rief Herr Duvauchelle mit Heftigkeit, „daß dieser Schlupfwinkel uneinnehmbar ist.“

„Vielleicht, mein Herr! Aber ich bin einmal dort gewesen, warum sollte ich nicht ein zweites Mal hingelangen können? Aber um das handelt es sich in diesem Augenblicke nicht.“

„Du bist toll!“ erwiederte Duvauchelle, die Achseln zuckend.

„Laß ihn sich erklären, mein Bruder.“

„Meinetwegen, er soll sprechen; fahre fort, Marcelin, wir hören.“

„Wir mußten vor Allem Fräulein Angela retten,“ sagte der junge Mann. „Wer steht uns dafür, daß die Vaudoux jetzt nicht, erbittert durch die Gefangennahme ihres Häuptlings, unsere liebe, arme, kleine Marie ihrer Rache opfern werden, während, wenn Floréal Apollo frei geblieben wäre, er sie davon abgehalten hätte. Außerdem giebt es noch andere Gründe, die uns aber nicht unmittel-

bar berühren, und von denen es daher überflüssig ist, jetzt zu sprechen, da dieser Eine Grund genügt."

„Das ist wahr," sagte Herr Duvauchelle, indem er sich voll Verzweiflung vor die Stirn schlug, „dieser Bursche hat Recht. O mein Gott, ich hatte auf meine Tochter vergessen."

„Was ist nun zu thun?" murmelte Herr von Antragues.

„Nun, meiner Treu," rief Herr Duvauchelle, „setzen wir diesen Elenden wieder in Freiheit."

„Hütet Euch wohl, das zu thun, denn dann wäre Alles verloren."

„So; also bist Du jetzt nicht mehr Deiner früheren Meinung?"

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich bin noch immer meiner früheren Meinung, aber Floréal Apollo ist eine Schlange und schlau, wie eine solche; wenn Sie ihn in Freiheit setzen, so wird er mißtrauisch werden."

„Dieser Bursche hat immer Recht," sagte Herr Duvauchelle mit schmerzlicher Ueberzeugung.

„Uebrigens," warf Herr von Antragues ein, „ist es auch unglücklicher Weise schon zu spät. Wir können diesem Menschen nicht mehr die Freiheit geben, denn durch diese That allein würden wir zu seinen Mitschuldigen werden."

„Ich glaube, meine Herren," sagte der Franzose, „das kürzeste Mittel ist, den Rath zu befolgen, den ich so eben die Ehre hatte, Ihnen zu geben, und diesen Elenden augenblicklich unter sicherer Bedeckung nach Port-au-Prince zu führen oder führen zu lassen. Auf diese Art werden Sie

Ihre Pflicht gewissenhaft erfüllt und Niemand wird das Recht haben, Ihnen Vorwürfe zu machen."

„Ich theile vollkommen diese Ansicht," sagte der Pflanzer.

„Und Du, Marcelin, was denkst Du davon," fragte Herr Duvauchelle, der nun die beste Meinung von der Intelligenz seines Dieners hatte.

„Bitten Sie den Herrn Franzosen im Hause zu bleiben, um über Fräulein Angela zu wachen, und führen Sie selbst Floréal Apollo nach Port-au-Prince, vielleicht wird es nöthig sein, daß Sie mit Seiner Excellenz dem Herrn Präsidenten sprechen."

„Das ist richtig — aber Du, was wirst Du unterdessen thun?"

„Ich? ich werde ebenfalls nach Port-au-Prince gehen, aber da Floréal Apollo mich für todt hält, und da es nach meiner Ansicht unnütz ist, daß er erfahre, ich bin es nicht, werde ich allein und auf verborgenen Wegen hingehen."

„Nun, meine Herren, was thun wir also?" fragte der Pflanzer.

„Lassen Sie uns gehen," erwiederten Alle, indem sie aufstanden.

„Meinetwegen," erwiederte Herr Colette, und indem er sich zu seinem Gast wandte, und ihm freundschaftlich die Hand reichte, sagte er zu ihm:

„Mein Herr, ich vertraue Ihnen mein Haus an."

„Seien Sie unbesorgt," erwiederte der Franzose, indem er die dargebotene Hand drückte, und mit ihm in die

Gallerie hinaustrat. „Ich werde über Ihre Schwester wachen, als ob es meine eigene wäre.“

Nach dieser Versicherung, welche die drei Männer vollkommen beruhigte, nahmen sie herzlichen Abschied von dem Franzosen und ließen sich ihre Pferde vorführen.

Einige Minuten später verließen sie die Plantage und ritten gegen Porte-au-Prince zu, indem sie Floréal Apollo mit sich nahmen, der fest auf ein Pferd gebunden war, und den noch aus einem Uebermaße von Vorsicht die zahlreiche Bedeckung von Soldaten aufmerksam überwachte.

Marcelin war vorausgegangen, indem er jenen gymnastischen Schritt annahm, der den Rothhäuten und den Negern eigenthümlich ist, und dem ein Pferd im vollen Trab nur schwer zu folgen vermag.

Die Glocke des Hauses schlug in dem Augenblicke, in welchem die Escorte die Tamarindenallee betrat, eben zwei Uhr.

XXII.

Einige Stunden vor dem Angriffe.

Einige Tage waren seit den Ereignissen, welche wir in dem vorhergehenden Capitel erzählt haben, verflossen.

Wir begeben uns, etwas nach Sonnenuntergang auf den Grund eines tiefen Grabens in einer der einsamsten und wildesten Gegenden des Waldes von Artibonite, wo mehrere gut bewaffnete Männer, ungefähr dreißig an der Zahl, versammelt waren.

Die Einen schliefen auf dem Boden ausgestreckt, die

Waffen im Bereiche ihrer Hand, um bereit zu sein, sich derselben bei dem ersten Zeichen zu bedienen. Einige Andere im Kreise niedergekauert, tranken und rauchten, ohne ein Wort zu sprechen, den Säbel zwischen den Knien und die Flinte auf den Schenkel gestützt.

Ein wenig abseits auf dem ungeheuren Stamme eines umgestürzten Wolldornbaumes sitzend, plauderten drei farbige Männer, welche ebenfalls bis an die Zähne bewaffnet waren, und ihrem Anzuge nach zu der guten Gesellschaft der Insel zu gehören schienen, leise aber mit einer gewissen Aufregung mit einander.

Diese drei Männer waren: Herr Colette, Herr von Antragues, und der Oberst Daudin, Adjutant des General Geffrard, des Präsidenten der Republik.

Ein ferner Erzklang zog, von dem Winde hergeweht, über die Köpfe der Plaudernden hin.

Die Glocke von der Kirche von Leogano schlug acht Uhr.

„Noch vier Stunden zu warten," sagte Herr von Antragues mit einem unterdrückten Gähnen.

„Es ist unmöglich darüber etwas zu bestimmen," sagte der Oberst. „Vielleicht wird das Signal früher gegeben."

„Wollte Gott, es geschehe, denn ich bin schon ungeduldig, mit diesem Schlangenneste zu Ende zu kommen."

„Diesmal," erwiederte Oberst, „wird man ihnen den Fuß so fest in den Nacken setzen, daß sie hoffentlich Alle bis auf den letzten erdrückt werden werden."

„Aber was fehlt Ihnen denn, mein theurer Colette," fragte der Creole, „Sie scheinen mir sorgenvoll."

„Ich gestehe Ihnen, mein lieber d'Antragues," erwiederte Colette, indem er den Kopf emporhob, „ich erwarte das Herannahen des verhängnißvollen Augenblickes nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit; ich bin besonders wegen meines Schwagers besorgt. Sie wissen, daß er seit gestern die Grotte der schwarzen Berge verlassen hat."

„In der That ich weiß es, er ist aber ohne Zweifel nach Jeremias gegangen, wohin ihn sehr dringende Geschäfte und wichtige Interessen rufen."

Der Pflanzer schüttelte den Kopf.

„Sie kennen Jules nicht, das ist eine eiserne Natur, der führt aus, was er beschlossen hat. Es giebt für ihn in diesem Augenblicke nur Ein dringendes Geschäft, nur Eine wichtige Angelegenheit, und das ist, seine Frau rächen und sein Kind retten."

„Wird es ihm gelingen?" murmelte Herr von Antragues.

„Ich hoffe es, wenn er nicht in irgend einen Hinterhalt gefallen ist, denn ich wiederhole es, seit gestern ist er verschwunden, und Niemand weiß, was aus ihm geworden ist."

Der Oberst hörte diesem Gespräche mit lächelndem Munde zu, indem er sich aus Artigkeit stellte, als ob er nichts höre.

„Sagen Sie mir, Oberst," fragte ihn plötzlich der Pflanzer, „Sie haben, glaube ich, Herrn Chauvelin diesen Morgen gesehen."

„Ich habe ihn in der That gesehen, mein Herr, ich hatte die Ehre, ziemlich lange mit ihm im Nationalpalaste

in der Gegenwart Seiner Excellenz des Präsidenten zu sprechen."

„Wie? er hat den Posten in Leogano verlassen, den er sich selbst gewählt hat?"

„Nur für einige Stunden, mein Herr, er muß jetzt schon wieder in sein Hauptquartier zurückgekehrt sein. Wir haben zusammen Port=au=Prince verlassen."

„Und hat er Ihnen keine Nachricht von meinem Schwager gegeben?"

„Keine, mein Herr. Nichtsdestoweniger, will ich es auf mich nehmen, Sie aufzufordern, sich seinetwegen zu beruhigen, denn er befindet sich, wenigstens für den Augenblick, in keiner Gefahr."

„Sie wissen also, wo er ist?"

„Ungefähr, so wie auch er wahrscheinlich weiß, wo wir sind."

„Und kann ich erfahren..."

„Entschuldigen Sie mich, mein Herr," unterbrach der Oberst den Pflanzer, indem er ihn mit ausgesuchter Höflichkeit grüßte, „ich habe Befehl, das strengste Geheimniß über diesen Gegenstand zu bewahren, es ist mir daher unmöglich die Frage zu beantworten, welche Sie mir die Ehre erweisen, an mich zu richten."

„Ich dringe nicht in Sie, mein Herr."

„Aber," fuhr der Oberst fort, „Sie werden sehr bald eine Person sehen, welche Ihnen, wie ich hoffe, alle Auskünfte geben wird, welche Sie wünschen."

„Wen denn, Oberst?"

„Herrn Chauvelin."

„Herrn Chauvelin?"

„Ihn selbst.“

„Wird er hierher zu uns kommen?“

„Er wird wahrscheinlich vor Ablauf einer halben Stunde hier sein.“

„Was soll das bedeuten?“ fragte der Pflanzer mit nachdenklicher Miene.

„Sie werden es sehr bald wissen, mein Herr!“

„Ich wäre auch nicht böse,“ bemerkte Herr von d'Antragues, „bei dieser Gelegenheit zu erfahren, was wir eigentlich hier zu thun haben, und warum man uns gebeten hat, uns mit unseren bewaffneten Dienern hier einzufinden und uns unter ihren Befehl zu stellen, mein lieber Oberst.“

„Das kann ich Ihnen ungefähr sagen,“ erwiederte dieser lächelnd.

„Ich werde mich sehr freuen es zu erfahren, obwohl ich Sie bitte zu glauben, daß ich es durchaus nicht bedaure, provisorisch Ihr Untergebener zu sein, mein lieber Oberst.“

„Im Gegentheile, ich, meine Herren, fühle mich durch die Sendung, welche mir von Seiner Excellenz dem Präsidenten anvertraut wurde, und welche mich in unmittelbare Beziehung zu Ihnen gebracht hat, geehrt.“

„Sie wollten also sagen, mein lieber Oberst,“ unterbrach ihn der junge Mann, indem er sich höflichst verneigte.

„Folgendes ist in zwei Worten diese Angelegenheit, meine Herren. Ihre Diener, welche keine Uniform tragen, werden von denjenigen, welche ein Interesse haben, die Gegend zu überwachen, weniger bemerkt, als die Solda-

ten, deshalb hat man sie gewählt, um diesen Posten zu besetzen, der nicht nur ein Vertrauens-, sondern auch ein Beobachtungsposten ist."

„Sehr wohl, mein lieber Oberst, nur muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie genau so sprechen, wie weiland die Sphynx vor ihrer Begegnung mit Oedipus, und daß ich kein Wort von Ihrer Erklärung verstehe, so deutlich dieselbe auch Ihnen erscheinen mag."

„Das bedaure ich lebhaft," erwiederte der Oberst mit einnehmendem Lächeln, „aber es ist mir aus Gründen, deren ganze Wichtigkeit Sie bald würdigen werden, wenigstens in diesem Augenblicke vollkommen unmöglich, diese Erklärung deutlicher zu machen."

„Ich hoffe also auf später, aber was mir, mein lieber Oberst, in dem gegenwärtigen Augenblicke aus Alledem klar wird, ist, daß man uns, ohne uns davon früher in Kenntniß zu setzen, in Soldaten umgewandelt hat, um uns für gewisse Angelegenheiten zu verwenden, deren Zwecke uns vollständig unbekannt sind."

„Und die Sie doch, meine Herren, näher angehen, als Sie vermuthen."

„Glauben Sie?"

„Ich bin dessen gewiß, und bald werden auch Sie, meine Herren, diese Gewißheit haben."

„Ich wünsche es, denn ich gestehe Ihnen, daß mich nichts so aufregt, als zu handeln, ohne zu wissen warum und im Dunkeln zu tappen; ich fürchte immer mir auf dem Wege die Knochen zu zerschlagen. In der That giebt es eine unangenehmere Lage?"

Die drei Männer lächelten über diesen Ausfall.

Es herrschte einen Augenblick Stillschweigen.

Der Oberst stand auf und begann langsam auf und nieder zu gehen, indem er fragende Blicke um sich warf, und manchmal stehen blieb, um den Körper nach rechts oder nach links vorzuneigen, als lauschte er auf ein Geräusch, welches nur für sein geübtes Ohr vernehmbar sei.

Plötzlich führte er zwei Finger an seinen Mund, und ahmte mit einer so wunderbaren Vollendung den heiseren Schrei des Lämmergeiers nach, daß die beiden Creolen den Kopf erhoben, weil sie glaubten, das Raubthier schwebe über ihnen.

Die Neger standen ebenfalls auf, ergriffen ihre Waffen, und sprangen mitten in die Büsche, in denen sie augenblicklich verschwanden.

Diese Bewegung wurde mit einer solchen Schnelligkeit ausgeführt, daß kein Baumblatt zitterte und kein Halm in Bewegung gerieth.

Jede Spur des Lagers war wie durch Zauberei verschwunden, die drei Farbigen standen allein da.

Die beiden Creolen tauschten einen erstaunten Blick aus, sie begriffen dieses plötzliche Verschwinden nicht.

„Was geht denn vor,“ fragte der Pflanzer beunruhigt.

„Werden wir angegriffen?“ fügte Herr d'Antragues hinzu.

„Stille! horchen Sie,“ sagte der Oberst.

Sie horchten aufmerksam.

Das Geräusch eines rasenden Laufes durch das Gebüsch ließ sich deutlich vernehmen und näherte sich mit

außerordentlicher Schnelligkeit dem Orte, an welchem die drei Männer sich befanden.

„Das ist ein wilder Stier," sagte der Pflanzer.

„Oder ein Eber."

„Stille!" sagte gebieterisch der Oberst.

Und indem er plötzlich und unvermuthet, die beiden Männer mit riesiger Kraft an den Armen faßte, zwang er sie, sich mit ihm hinter den ungeheuren Stamm des Wolldornbaumes, der sie alsogleich den Blicken entzog, niederzulegen.

Fast gleichzeitig ließ sich ein Knacken im Gebüsche vernehmen, zwei Männer sprangen in den Graben, übersetzten denselben mit der Schnelligkeit wilder Thiere, klommen den steilen Rand, der ihnen gegenüber lag, empor, und drangen dann in den Wald ein, wo der Lärm ihres raschen Laufes nach und nach undeutlich wurde und bald ganz verstummte.

„Nun, meine Herren, stehen Sie auf," sagte der Oberst, indem er selbst das Beispiel gab, „und entschuldigen Sie mich, daß ich Sie so rücksichtslos behandelt habe; aber es war, wie Sie selbst gesehen haben, Gefahr im Verzuge."

Er gab neuerdings ein Zeichen, und die Neger erschienen sogleich wieder.

„Ist's möglich," rief Herr d'Antragues, „Floréal Apollo!"

„Und Marcelin!"

„In der That, Sie haben sich nicht getäuscht, es sind wirklich diese zwei Männer, welche so eben im eiligen Lauf an uns vorübergestürzt sind."

„Ich weiß nicht, was ich denken soll. Floréal frei und von Marcelin geführt. Von Marcelin, in den sein Herr ein so großes Vertrauen setzt, und der diesen Herrn verräth und mit einem Banditen Frieden schließt.“

„Glauben Sie mir, schieben Sie jedes Urtheil über das Benehmen dieses Menschen auf, meine Herren, bis Sie besser unterrichtet sein werden,“ sagte der Adjutant mit ernstem Tone.

„Meine Augen haben mich aber doch nicht betrogen, es war gewiß Marcelin, den ich sah.“

„Was liegt daran, mein Herr? Wäre es denn das erste Mal, daß der Anschein . . .“

„Oh, oh!“ unterbrach ihn der Pflanzer ironisch, „Sie nennen das, was wir gesehen haben, Anschein, mein lieber Oberst?“

„Sie werden bald einsehen, mein Herr, daß ich Recht hatte, so zu sprechen.“

„Ich zweifle daran,“ sagte Herr Colette mit bezeichnendem Kopfschütteln.

„Was mich betrifft,“ sagte der junge Mann sorglos, „so kümmere ich mich um gar nichts mehr, alles, was mir seit einiger Zeit in diesem Lande begegnet, ist so abenteuerlich und phantastisch, daß ich vollständig darauf verzichte es zu verstehen. Ich bin nicht einmal ganz gewiß, ob ich ich nicht träume. Wenn ich schlafe, so soll man mich aufwecken, das ist Alles.“

Damit setzte er sich wieder auf den Stamm des Wolldornbaumes nieder.

Kaum hatte er sich bequem hingestreckt, wie Einer, der ein Schläfchen machen will, als ein Geräusch von

gleichmäßigen Schritten, wie sie die Annäherung einer großen Anzahl von Menschen hervorbringt, sich in kurzer Entfernung in dem Gebüsche und Gestrüppe verneh- men ließ.

Er horchte.

„Wieder etwas Neues," sagte er.

„Das sind Freunde," sagte der Oberst, welcher ruhig zwei Schritte weiter an einem Baum gestützt, stehen geblieben war.

„Dann seien Sie willkommen," erwiederte fröh- lich der junge Mann, „wir wollen dann unsere Neuigkeiten austauschen."

Das Geräusch wurde von Moment zu Moment stär- ker und bald erschienen ungefähr hundert Soldaten in dem Graben.

Herr Chauvelin schritt ruhig an ihrer Spitze einher.

Jedes Zaudern, jede Spur von Aengstlichkeit war aus den Zügen des höhern Polizeibeamten verschwunden.

Obgleich er waffenlos war, schritt er doch ruhig, würdig und entschlossen einige Schritte vor den Soldaten einher, wie ein Mann, der weiß, daß er eine schwere Pflicht zu erfüllen habe, der alle wahrscheinlichen guten wie bösen Folgen, welche die Erfüllung dieser Pflicht für ihn mit sich führen kann, kennt, der sie aber trotzdem so wie sie sind, angenommen und in Vorhinein sein Leben zum Opfer gebracht hat.

Als Herr Chauvelin die drei Männer erblickte, zog ein Lächeln der Befriedigung für einen Augenblick über sein Gesicht, er ließ seine Truppe Halt machen und eilte auf sie zu, indem er sie höflich begrüßte.

Diese ihrerseits waren ihm voll Eifer entgegen geeilt.

„Ich fühle mich sehr glücklich, Sie zu sehen, meine Herren," sagte er.

„Obgleich wir nicht wissen, was man eigentlich von uns verlangt, so haben wir doch keinen Augenblick gezögert, dem Befehle der Republik zu gehorchen," erwiederte der Pflanzer.

„Der General Geffrard wußte, daß er auf Ihre Hingebung zählen könne, meine Herren," antwortete der höhere Polizeibeamte mit verbindlichem Lächeln.

„Wäre es uns erlaubt, eine einzige Frage an Sie zu richten, mein Herr?"

„Das versteht sich, alle Fragen, die es Ihnen beliebt zu stellen."

„Tausend Dank, und Sie werden antworten, mein Herr?"

„Warum denn nicht?"

„Nun meiner Treu, weil der Oberst Daudin, der doch Adjutant des Präsidenten ist, seinerseits nicht sehr geneigt scheint zu antworten, wenn wir ihn befragen."

„Der Oberst hat ohne Zweifel wichtige Gründe so zu handeln," erwiederte Herr Chauvelin lächelnd.

„Das ist möglich, und Sie, mein Herr, haben Sie auch solche Gründe."

„Was für Gründe, mein Herr."

„Gründe, uns nicht zu antworten."

„Meiner Treu, nein. Ich warte im Gegentheile, daß es Ihnen gefällig sei, mich zu fragen."

„Dann ist Alles in der Ordnung. Wir wünschen nur ganz einfach zu erfahren, aus welchem Grunde es dem Präsidenten der Republik gefallen hat, uns hierher zu berufen und uns unter den Befehl des Obersten Daudin zu stellen, dessen Vorgehen uns gegenüber, wie ich mir ein Vergnügen mache anzuerkennen, bis auf seine hartnäckige Schweigsamkeit, das liebenswürdigste von der Welt ist."

„Mein Herr, Sie beschämen mich," sagte der Oberst sich verneigend.

Der höhere Polizeibeamte lächelte voll Feinheit.

„Ist das Alles, was sie zu wissen wünschen?"

„Mein Gott, ja — nichts mehr.

„Der Präsident, mein Herr, ist ein Mann von hoher Fähigkeit, welcher niemals unbedacht handelt."

„Seien Sie überzeugt, daß ich niemals im entferntesten daran gezweifelt habe."

„Da Sie so dringend eine Aufklärung wünschen, so will ich Ihren Wunsch erfüllen."

„Endlich!" sagten die beiden Creolen.

Herr Chauvelin sammelte sich einen Augenblick, dann sagte er mit der Miene eines Mannes, der lebhaft von einem Gegenstand in Anspruch genommen ist und plötzlich berufen wird, Dinge von der äußersten Wichtigkeit zu enthüllen.

„Erfahren Sie denn, meine Herren, daß die Lage eine sehr ernste ist. Die öffentliche Ordnung ist bedroht, eine Verschwörung wurde entdeckt.".

„Eine Verschwörung!" riefen die beiden Creolen erstaunt.

„Ja, meine Herren,“ fuhr der Polizeiagent fort, „eine entsetzliche Verschwörung, deren von den Häuptern derselben mit Cynismus eingestandener Zweck, Plünderung und Mord ist. Die Vaudoux haben die niedere Classe der Bevölkerung fanatisirt, die Ehrgeizigen, die namenlosen Abenteurer, die unruhigen Geister haben sich ihnen angeschlossen und ihr Feldgeschrei ist, es lebe der Kaiser Soulouque!“

„Soulouque?“ riefen die beiden Männer mit einem Schrecken, in den sich Erstaunen mischte.

„Sie haben ihn gleichsam als Fahne gewählt, aber sie wollen nur seinen Namen ausbeuten. Die Häupter der Verschwörung haben einen furchtbaren wahnsinnigen Plan, welcher alle ehrlichen Leute vor Entsetzen zittern macht; dieser Plan ist folgender: sie wollen den Vaudouxgötzendienst auf San-Domingo einführen, das Christenthum, das Gesetz, die Moral und die Familie vernichten, und an ihre Stelle den Cultus der heiligen Eidechse setzen, diesen schrecklichen und blutgierigen Götzendienst, dessen Losungswort: Tod und Vernichtung ist, und der selbst die Wilden entsetzt zurückschaudern macht.“

„Aber Alles das ist ja entsetzlich, mein Herr.“

„In der That entsetzlich, meine Herren, und darum hat sich auch die Regierung an alle ehrlichen Leute gewandt, damit sie sich um sie schaaren, um der in ihrer Grundlage bedrohten Gesellschaft zu Hülfe zu kommen und dieses Schlangennest zu zerstören.“

„Kennt man also die Häupter dieser scheußlichen Verschwörung genau?“

„Ja, alle, meine Herren, und unsere Maßregeln sind

gut getroffen, nicht ein einziger derselben wird dem rächenden Schwerte der Gerechtigkeit entrinnen.“

„Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich auf diesem furchtbaren Gegenstand beharre. Welche Namen nennt man vor Allen?“

„Zehn oberste Häuptlinge: den General Brazier Adjutanten des Präsidenten, den General Bonvolant, den Schatten des Kaisers Soulouque, und dann noch eine Menge Leute aus niederen Stande. Unter den am meisten zu Fürchtenden nennt man einen gewissen Congo Pellé, dann Guerrier François und Julien Nicolas; alle diese Elenden gehören der schändlichen Secte der Vaudoux an, und endlich den Furchtbarsten von Allen, Floréal Apollo, den Mörder, den Brandstifter, mit Einem Worte, den König Vaudou, diesen von der Hölle ausgespieenen Dämon, in die wir ihn übrigens, wenn die Vorsehung uns unterstützt, bald und für ewige Zeiten zurückbefördern wollen.

„Floréal Apollo,“ riefen die beiden Pflanzer mit Entsetzen. „Aber es ist kaum einige Augenblicke her, daß dieser Mensch an dem Orte, an dem wir uns befinden mit wahren Tigersätzen vorbeigelaufen ist.“

„Ja, er ist seit zwei Tagen aus dem Gefängnisse entsprungen.“

„Marcelin begleitete ihn,“ fügte Herr d'Antragues mißtrauisch hinzu.

„Ich weiß diesen Umstand,“ erwiederte einfach, aber in einem Tone, der keine Erwiederung zuließ, der höhere Polizeibeamte.

Der junge Mann begriff, daß es unnütz sei, seine Ein=

flüsterungen bezüglich Marcelin's fortzusetzen und gab daher seinen Fragen eine andere Richtung.

„Wann sollte dieses furchtbare Complot zum Ausbruche kommen?“ fragte er.

„Noch heute Nacht, mit dem ersten Schlage der Mitternacht, meine Herren, aber das Oberhaupt der Regierung ist von allen Plänen der Verschworenen unterrichtet, und wenn die ehrlichen Leute ihre Schuldigkeit thun, so werden die Tiger in ihrer Höhle überrascht werden, bevor sie noch Zeit gehabt haben werden, eine einzige der Schändlichkeiten zu begehen, welche sie im Schilde führen.“

„Zweifeln Sie daran, daß wir unsere Schuldigkeit thun werden, mein Herr?“

„Nein, ich zweifle nicht daran, und deshalb wollte ich auch kein Geheimniß vor Ihnen haben, meine Herren. Jetzt ist die Stunde des Handelns gekommen, wir haben nur gerade noch Zeit, unsere letzten Maßregeln zu treffen; die Vaudoux sind sehr zahlreich an ihrem gewöhnlichen Vereinigungsorte, einer weiten Lichtung gerade am Fuße des Kegels der Euridas versammelt; es handelt sich darum, sie, ohne ihren Verdacht zu erwecken, von allen Seiten zu umzingeln, und sie Alle mit einem einzigen ungeheuren Netzzuge zu fangen.“

„Wir haben sehr wenig Leute, um eine so gefährliche Unternehmung mit einiger Aussicht auf Erfolg zu beginnen,“ bemerkte Herr d'Antragues, indem er einen Blick auf die fünfundzwanzig oder dreißig Soldaten warf, welche einige Schritte weit von ihm standen.

Herr Chauvelin lächelte.

„Glauben Sie?“ sagte er.

„Ich bin davon überzeugt. Die Vaudoux werden sich vertheidigen, es sind Tiger, Trunkene, mit Einem Worte Fanatiker. Der Kampf wird furchtbar sein. Was auch immer geschehen möge, ich sowohl als meine Freunde sind bereit, Ihnen mit unseren Dienern zu folgen, und alle Befehle zu befolgen, die wir von Ihnen erhalten werden; aber ich wiederhole es Ihnen, mein Herr, die Mittel, über welche wir verfügen, scheinen mir zu ungenügend, als daß wir uns der Hoffnung hingeben könnten, unsere Bemühungen von Erfolg gekrönt zu sehen."

„Urtheilen Sie selbst über den Stand unserer Streitkräfte," erwiederte der Polizeiagent mit spöttischem Lächeln; „dreitausend Mann entschlossener und treuer Truppen, an deren Spitze sich der General Geffrard in Person gestellt hat, liegen in diesem Walde im Hinterhalte. Zweihundert Mann, unter dem Befehle des Herrn Duvauchelle sind in dem Hügellande versteckt, um den Empörern in den Rücken zu fallen, und sollen auf ein bestimmtes Zeichen die Höhle derselben überfallen, indem sie den Kegel der Euridas erklimmen."

„Aber dieser Kegel ist unmöglich zu besteigen, mein Herr."

„Herr Duvauchelle wird ihn doch besteigen," erwiederte kaltblütig Herr Chauvelin. „Eine andere Abtheilung aus ungefähr dreihundertundfünfzig Mann bestehend, betritt gerade in diesem Augenblicke eine Grotte, den letzten und furchtbarsten Zufluchtsort der Vaudoux, unsere Abtheilung endlich in einer Stärke von ungefähr hundertundfünfzig Mann ist bestimmt, eine Diversion zu machen, und wenn es nöthig sein sollte, die Verschworenen auf eine

falsche Fährte zu bringen. Ueberdies sind alle Verschworenen, welche nur auf ein von dem Gipfel eines Hügels gegebenes Zeichen warteten, um sich zu erheben, gerade heute Abend in Leogano, in Port=Margot, in Port de paix, in Jeremias, in Port=au=Prince einzeln in ihren Häusern verhaftet worden. Die Expedition wurde so geschickt geleitet, und mit so großer Heimlichkeit ausgeführt, daß nirgends Verdacht rege geworden ist, und daß selbst, wenn derselbe rege geworden wäre, jetzt eine undurchdringliche Postenkette um den Versammlungsort der Vaudoux gezogen ist, so daß es unmöglich ist, sie von etwas zu verständigen. Glauben Sie, mein Herr, daß dies gut getroffene Maßregeln seien?"

„Gewiß, man konnte nicht mit mehr Umsicht handeln."

„Und nicht mit mehr Menschlichkeit, mein Herr, denn, Gott sei Dank, wir werden uns aller dieser Elenden bemächtigen, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen werden wird."

„Das liegt in den Händen der Vorsehung, in allen Dingen muß man mit dem Zufalle rechnen, und ihm seinen Spielraum offen lassen."

„Wir werden den Zufall für uns haben."

„Das ist mein aufrichtigster Wunsch, aber ich fürchte sehr, daß er diese geschickten und kühnen Combinationen durchkreuze. Uebrigens, was auch immer geschehen sollte, mein Herr! wir werden unsere Pflicht zu erfüllen wissen."

„Das heißt gesprochen, meine Herren, aber ich erwartete nicht weniger von Ihnen."

Herr Chauvelin gab ein Zeichen, alle Soldaten, so wie auch die Diener des Herrn Joseph Colette ergriffen ihre Waffen, traten in Reih und Glied, und hielten sich bereit zu handeln.

„Meine Herren," sagte der höhere Polizeibeamte, indem er sich mit lauter und fester Stimme an alle um ihn versammelte Männer wandte, „vergessen Sie nicht, daß wir auf eine Tigerjagd gehen, daß wir noch mehr der List als des Muthes bedürfen, daß kein Zweig unter Ihren Füßen krachen, kein Blatt von den Bäumen fallen soll, wir müssen stumm und schweigend, wie Gespenster durch die Finsterniß gleiten, um unsere Feinde nicht zu früh aufmerksam zu machen, und sie in ihrer Höhle zu überraschen. Haben Sie mich wohl verstanden? Nun möge Jeder in das dichte Gebüsch kriechen und bereit sein, sich seiner Waffen auf mein erstes Zeichen zu bedienen. Vorwärts und möge uns Gott Erfolg schenken."

Eine rasche Bewegung, die jedoch auch nicht eine Secunde lang durch das leiseste Geräusch das tiefe Schweigen unterbrach, ging sogleich auf der ganzen Linie vor sich und die Truppe verschwand, finster, drohend, enschlossen zwischen den dichten Bäumen des Waldes.

Einige Minuten später versank die vollständig verlassene Lichtung wieder in gewohnte Einsamkeit und Schweigen.

XXIII.

Marcelin.

Wir wollen Chauvelin und seine braven Soldaten und Hülfstruppen, die wir übrigens bald wieder finden werden, für einige Augenblicke verlassen, und kehren, einige Schritte zurückmachend, nach Port=au=Prince zurück, wo vier oder fünf Tage früher gewisse sehr wichtige Ereignisse stattgefunden haben, die zu kennen nothwendig ist.

Schon vor zwei Tagen war Floréal Apollo von den Pflanzern nach Port=au=Prince gebracht, und auf Befehl des Präsidenten Geffrard in dem Gefängnisse strenge bewacht worden.

Herr Duvauchelle war, in Folge einer langen Unterredung mit dem Präsidenten der Republik, sehr nachdenklich in seine Grotte in den schwarzen Bergen zurückgekehrt und obgleich während des Weges sein Schwager und sein Freund unglaubliche Versuche gemacht hatten, um die Ursache seiner Unzufriedenheit oder vielmehr seiner Zerstreutheit zu erfahren, war er hartnäckig dabei geblieben, ihnen nichts zu sagen, indem er sich begnügte, die Fragen, welche sie an ihn richteten, ausweichend zu beantworten.

Auf der Plantage angelangt, trennte er sich von seinen Freunden, selbst ohne in einen kurzen Aufenthalt, um sich auszuruhen und einige Erfrischungen zu nehmen, einzuwilligen, und nachdem er ihnen mit traurigem Kopfschütteln die Hand gedrückt hatte, wandte er den Zügel und setzte allein seinen Weg fort.

Es war ungefähr acht Uhr Abends. Floréal Apollo lag in der Tiefe eines dunklen Kerkers auf einen Bund Stroh ausgestreckt, beide Füße in einen außerordentlich schweren Holzblock eingespannt, die Hände mit einer zwei Fuß langen Kette gefesselt, die ihm just die nöthige Freiheit ließ, um die nicht sehr substantielle Nahrung zu sich zu nehmen, welche ihm der Kerkermeister zweimal des Tages murrend brachte und mit verdrießlicher Miene neben ihn hinstellte.

Eine zweite sehr starke Kette umschloß seine Hüften, und war an einen an die Mauer des Gefängnisses geschmiedeten Ring befestigt.

Das Licht drang in dieses Gefängniß nur durch eine zehn Fuß vom Boden entfernte, doppelt vergitterte Lücke ein, ein Krug und ein Wasserkübel vervollständigten die ganze nicht sehr comfortable Einrichtung dieses Gefängnisses.

Floréal, die Augen auf das Lichtloch geheftet, schien Versuche zu machen, den Himmel zu erblicken, was jedoch vollkommen unmöglich war.

Er dachte gründlich nach.

Die letzten Ereignisse waren an ihm vorübergegangen, scheinbar ohne Spuren zurückzulassen, sein Gesicht war eben so wild und so entschlossen, seine Augen eben so von düsteren Blitzen erfüllt, wie früher.

„Zwei Tage," murmelte er mit leiser Stimme, „zwei Tage schon, und noch keine Nachricht von den Gebirgen, nichts, kein Wort, kein Zeichen. Sollten sie auf mich in diesem Kerker vergessen haben? O nein, daß ist nicht möglich, sie werden mich retten, sie müssen mich retten. Was

wollen sie ohne mich beginnen, was würde aus ihnen werden. Ich allein halte alle Fäden der Verschwörung, ich kann sie ausliefern, sie Alle in mein Verderben ziehen, und sie wissen das. Warum handeln sie also nicht. Glauben sie vielleicht, daß ich todt bin."

In diesem Augenblicke drang das Geräusch eines schleppenden Schrittes, der sich langsam näherte, zu dem Gefangenen.

„Was ist das," rief er mit klopfendem Herzen, „ich erwarte keinen Besuch mehr. Was will der Gefangenwärter zu dieser Stunde hier?"

Zwei Männer sprachen fast mit lauter Stimme mit einander.

Floréal richtete sich auf den Ellbogen auf und horchte aufmerksam.

„Sie müssen aber eine sehr mächtige Protection haben, daß Sie die Erlaubniß erlangt haben, den Gefangenen zu sehen," sagte ein Individuum, in dem Floréal an der Stimme den Gefangenwärter erkannte. „Sind Sie vielleicht zufällig ein Verwandter von ihm?"

„Nein, ich bin sein Freund," erwiederte mit spöttischer Stimme der zweite der Sprechenden.

Floréal machte fast einen Satz vor Erstaunen.

„Marcelin!" murmelte er, „Marcelin am Leben, und hier in diesem Gefängnisse und so spät; was hat das zu bedeuten?"

Er verdoppelte seine Aufmerksamkeit.

„Sie wissen, Kamerad, daß man das Gefängniß um zehn Uhr schließt," sagte der Gefangenwärter, „und folglich

können Sie nicht länger als bis zu dieser Stunde bei dem Gefangenen bleiben."

„Sie werden mich abholen, wenn es an der Zeit sein wird."

„Sie wissen auch, daß ich Sie mit ihm einschließen muß. So lautet mein Auftrag."

„Daß ist mir gleichgültig, vorausgesetzt, daß Sie mir Ihr Licht lassen."

„Herr! ich weiß nicht recht, ob ich darein willigen soll."

„Nun meiner Treu, verlangen Sie, daß ich mir in der Finsterniß den Hals brechen soll? Dafür danke ich, da ziehe ich es vor, jetzt gar nicht einzutreten, und erst eine Ermächtigung zu verlangen."

„Im Grunde haben Sie Recht, Sie müssen Licht haben. Halten Sie die Laterne, während ich die Thür öffne."

„Geben Sie."

Floréal Apollo hörte, wie sich der Schlüssel im Schloß drehte, und wie die Thür in ihren Angeln knarrte, er ließ sich alsogleich auf seinen Strohbund zurücksinken und schloß die Augen."

Die Thür öffnete sich, zwei Männer traten ein.

„Ich glaube, er schläft," murmelte der Gefangenwärter, indem er das Licht seiner Laterne auf das Gesicht seines Gefangenen richtete.

„Seien Sie ruhig, ich werde ihn schon aufwecken, bekümmern Sie sich nicht darum."

Der Gefangenwärter befestigte, indem er dabei fort=

während etwas zwischen den Zähnen murmelte, die Laterne an einem in die Mauer geschlagenen Nagel.

„Viel Vergnügen," sagte er mit dem Ausdrucke böser Laune, indem er hinausging.

„Vergessen Sie mich hier nicht, hören Sie," rief ihm Marcelin lachend nach, „dieser Ort ist nicht sehr heiter."

„Gut, gut, ich werde schon kommen, fürchten Sie sich nicht."

Damit ging er hinaus, schloß die Thür, verriegelte dieselbe sorgfältig und entfernte sich langsam.

Marcelin blieb, das Ohr an das Schloß gedrückt, unbeweglich, bis das Geräusch seiner Schritte vollständig verhallt war, dann stieß er einen Seufzer der Erleichterung aus und wandte sich um.

Floréal hatte sich wieder erhoben und betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit.

„Ah, Ihr schlaft also nicht mehr?" sagte Marcelin zu ihm.

„Ich schlief nicht," erwiederte der Neger kaltblütig.

„Desto besser, dann habt Ihr also Alles gehört?"

„Alles."

Marcelin näherte sich dem Gefangenen.

„Du bist also nicht todt?" sagte der Vaudou mit vor Haß zitternder Stimme zu ihm.

„Es scheint so, da ich hier bin."

„Oh! ich hoffte mich Deiner für immer entledigt zu haben."

„Da habt Ihr Euch getäuscht," erwiederte Marcelin mit ironischem Lächeln.

Es entstand eine kurze Pause, während welcher die bei den Männer einander verstohlen beobachteten.

Marcelin wandte sich um, indem er verächtlich die Achseln zuckte.

„Ich hielt Euch für stärker," sagte er mit Verachtung.

„Was machst Du hier?" fragte ihn der Neger.

„Ich will Euch retten."

„Du?"

„Setzt Euch das in Erstaunen?"

„Gewiß, bist Du nicht mein Feind?"

„Ihr habt die Wahrheit gesagt, ich bin Euer Feind, und nichtsdestoweniger wiederhole ich, daß ich gekommen bin, um Euch zu retten."

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Ihr sollt mich sogleich verstehen. Ich bin Euer Feind, weil Ihr das Wort gebrochen habt, das Ihr mir gegeben, weil Ihr mir eine Falle gelegt habt, und weil Ihr mich getödtet hättet, wenn Ihr es gekonnt hättet."

„Das ist wahr und ich bedaure nur, daß es mir nicht gelungen ist."

„Ich danke schön, aber es ist eben so für Euch, wie für mich besser, daß es so gekommen ist, da ich hier bin, um Euch zu retten."

Floréal schüttelte den Kopf.

„Man rettet nicht seine Feinde," sagte er mit hohler Stimme.

„Gewöhnlich nicht, das gebe ich Euch zu; aber es giebt manchmal Ausnahmen, und der Beweis dafür ist,

daß ich hier bin, und daß ich, ich wiederhole es Euch, daß ich gekommen bin, um Euch zu retten."

„Ich glaube Dir nicht."

„Ihr habt Unrecht, denn es hängt nur von Euch ab, noch vor Ablauf einer Stunde frei zu sein."

Der Vaudou schüttelte mit zweifelnder Miene den Kopf, ohne auf den Vorschlag Marcelin's zu antworten.

„Welche Beweggründe bestimmen Dich bei Deinem Handeln?"

„Ein einziger, aber er ist mächtig genug, mich für einen Augenblick meinen Haß vergessen zu lassen."

„Und was ist das für ein Beweggrund?"

„Vor Allem mache ich Eure Freiheit von einer Bedingung abhängig."

„Eine Bedingung? sprich!"

„Schwört mir bei der Eidechse, daß, wenn die heiligen Pflichten, welche Eure ganze Thatkraft in Anspruch nehmen, erfüllt sein werden, Ihr mir, Mann gegen Mann eine ehrliche Genugthuung für die Beleidigung, welche Ihr mir angethan habt, geben werdet."

„Sage mir zuerst, aus welchem Beweggrunde Du es versuchst mich zu retten?"

„Ich will, daß Ihr bevor ich Euch antworte, mir zuerst das Wort gebt, welches ich von Euch verlange."

Floréal dachte einen Augenblick lang nach.

„Nun wohl es sei," rief er endlich, „für den Fall, daß ich den Vorschlag, welchen Du mir so eben gemacht hast, annehme, schwöre ich Dir bei meiner Ehre und bei der heiligen Eidechse, daß Du von mir die Genugthuung, die Du verlangst, erhalten sollst."

„Eine ehrliche Genugthuung, Mann gegen Mann?“

„Ich habe es geschworen, jetzt sprich!“

„Ich hasse Euch, wie ich es Euch gesagt habe, aber zwischen meinem Haß und Euch drängen sich unzerreißbare Bande. Wir sind Brüder, wir sind beide Obi's, und wir tragen beide das Zeichen des Purrah, meine Pflicht ist mir also ganz klar vorgezeichnet. Die Eide legen mir die Verpflichtung auf, Alles zu opfern, um Euch zu befreien, eine Verpflichtung, der ich mich nicht entziehen kann. Es ist nicht Floréal Apollo, der Mann, den ich hasse und der mich ermorden wollte, den ich rette, nein, es ist mein Bruder, der Obi, der König Vaudou, mein Häuptling. Wenn Ihr erst frei seid, werde ich wieder meinem Hasse Gehör schenken. Habt Ihr mich verstanden?“

Einen Augenblick lang herrschte Stillschweigen, das starre und funkelnde Auge Floréal's war unabwendbar auf das Antlitz des jungen Mannes geheftet, ein Antlitz, aus dem Ruhe und Offenheit sprach.

„Ich habe verstanden,“ sagte er langsam.

„Und welchen Entschluß habt Ihr gefaßt?“

„Ich nehme an.“

In der That waren die Beweggründe, welche Marcelin geltend machte, von unbestreitbarer Wahrheit.

Seine Pflicht als Obi befahl ihm so zu handeln, wie er handelte; übrigens welchen Verrath hatte Floréal zu fürchten?

Keinen.

Marcelin brauchte, wenn es sein Wunsch war, sich an Floréal zu rächen, nur Etwas sehr Einfaches zu thun, nämlich ihn seinem Schicksale überlassen.

Der Neger hatte also Alles von der Intervention des jungen Mannes zu hoffen und nichts zu fürchten.

„Es ist gut," erwiederte Marcelin. „Also an's Werk!"

„Welche Mittel gedenkst Du anzuwenden?"

„Die einfachsten Mittel sind die besten."

„Aber welche?"

„Wir werden uns auf den kürzesten Weg, nämlich durch die Thür, entfernen."

„Erkläre Dich."

„Hört mich wohl an. Folgendes ist mein Plan. Wenn der Gefangenwärter zurückkehren wird, um mich hinauszuführen, werden wir uns auf ihn stürzen, ihn knebeln und binden; dann werdet Ihr seinen Hut und seine Kleidung nehmen, ich werde ihm seine Schlüssel entreißen und wir werden ihn hier an unserer Stelle lassen."

„Dieser Plan ist wirklich sehr einfach, aber er bietet eine Schwierigkeit, auf welche Du nicht gedacht zu haben scheinst."

„Welche? ich glaube im Gegentheile Alles vorhergesehen zu haben."

„Sieh her," sagte der Neger, indem er Marcelin die Ketten zeigte, mit welchen er gefesselt war. „Glaubst Du, daß es ein Leichtes sei, mit diesen Dingern da zu entwischen?"

„Ist es nichts weiter, was Euch in Verlegenheit setzt? ich habe die nöthigen Werkzeuge bei mir."

„Wirklich?" rief Floréal voll Freude.

„Ihr sollt sogleich sehen."

Marcelin zog aus seinem Gürtel eine starke zangen=

artige Scheere hervor, untersuchte einen Augenblick den Holzblock und schnitt dann in das Schloß, welches sogleich aufsprang.

„Da wären wir mit den Füßen fertig," sagte er.

„Oh," rief der Neger, indem er eine Anstrengung machte, um aufzustehen.

„Nur nicht so eilig, Vater Vaudou," sagte Marcelin lachend. „Uebrigens haben wir Zeit genug, laßt mich nur machen."

„Was denn noch?"

„Es sind noch zwei Schlösser aufzusprengen, aber sie werden eben so wenig Widerstand leisten, als das erste."

„Sprenge sie also, ohne viel zu sprechen, unausstehlicher Schwätzer."

„Ruhig, Meister, ruhig, die Dinge können nicht so vor sich gehen."

„Warum nicht?"

„Weil, wenn ich Euch Eure Ketten abnehme, das Erste, was Ihr werdet thun wollen, wird sein aufzustehen, nicht wahr?"

„Gewiß!"

„Nun wohl; Ihr täuscht Euch, Ihr müßt im Gegentheile so bleiben, wie Ihr jetzt seid, an den Händen und um die Hüften angekettet."

„Verräther," rief Floréal zornig.

„Keine groben Worte, wenn ich bitten darf; glaubt Ihr denn, daß der Gefangenwärter ein Blödsinniger ist? Wenn er, sowie er die Thür aufmacht, statt Euch so zu sehen, wie Ihr jetzt da liegt, Euch aufrecht stehend und kettenfrei sieht, glaubt Ihr wohl, daß er dann in das Ge-

fängniß eintreffen wird? Im Gegentheil, er wird die Thür wieder schließen und um Hülfe rufen, und man wird ihm zu Hülfe kommen, und Ihr werdet verloren sein, und ich mit Euch."

„Das ist richtig. Daran hatte ich nicht gedacht. Ich bitte Dich um Verzeihung, Marcelin."

„Pah! ein Wort hat nichts zu bedeuten, ich werde also die Schlösser sprengen, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr hier ausgestreckt, wie Ihr seid, liegen bleibt."

„Sei ruhig, das ist abgemacht, wenn der Gefangenwärter eintreten wird, stürzen wir uns auf ihn, erwürgen ihn, und nehmen ihm seine Schlüssel ab."

„Wir werden ihm seine Schlüssel nehmen, weil wir derselben bedürfen, aber wir werden ihn nicht erwürgen, weil dies unnütz wäre und uns kostbare Zeit verlieren ließe, und weil es im Grunde doch nicht die Schuld dieses armen Teufels ist, daß Ihr Euch wie eine junge Gans fangen ließet. Sein Geschäft als Gefangenwärter ist, die Thüren zuzusperren, und er sperrt sie zu; Eure Sache als Gefangener ist es, Euch zu retten, rettet Euch, aber thut nicht mehr. Was Teufel, bleibe jeder von Euch in seinem Wirkungskreise."

„Aber, wenn er schreit, wenn er um Hülfe ruft?"

„Dann ist die Sache eine andere, dann seid Ihr im Stande gerechter Nothwehr, und wenn es sich um das Leben handelt, ist Alles erlaubt."

„Nun meinetwegen, Du hast Recht, Marcelin, ich werde thun, was Du willst," sagte Floréal, indem er sich sehr widerwillig dem Willen des jungen Mannes fügte.

„Das ist ein wahres Glück. Welche dumme Leidenschaft habt Ihr überhaupt immer die Leute tödten zu wollen?“

„Ich habe Unrecht, ich gestehe es ein.“

„Ich muß Euch mittheilen, daß ich zwei Dolche und zwei Pistolen bei mir habe.“

„Warum sagst Du mir das,“ fragte Floréal, indem er Marcelin einen schielenden Blick zuwarf. „Fürchtest Du Dich denn, daß ich Dir einen schlimmen Streich spielen wolle?“

„Durchaus nicht Kamerad,“ erwiederte der junge Mann mit spöttischem Lächeln; „ich gebe Euch die Nachricht nur ganz einfach in Eurem eigenen Interesse.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Weil wir, so lange wir uns in der Stadt befinden werden, große Gefahr laufen, wieder gefangen zu werden, nicht wahr? und weil es für diesen Fall gut sein dürfte, daß wir im Stande seien, uns zu vertheidigen.“

„Du hast schon wieder Recht.“

„Ich habe immer Recht.“

„Also wirst Du mir einen Dolch und eine Pistole geben?“

„Nein, nur einen Dolch.“

„Warum nicht auch eine Pistole?“

Marcelin sah Floréal auf so sonderbare Weise an, daß dieser unwillkürlich den Blick zu Boden senkte.

„Weil,“ erwiederte Marcelin, „sich eine Kugel in der Dunkelheit gar zu leicht verirrt, und ich nicht Gefahr laufen will, von Euch getödtet zu werden, ohne daß es eigentlich Eure Schuld ist.“

„Welch ein Gedanke, Marcelin!“ rief der Neger mit einer Miene aus, die gutmüthig scheinen wollte.

„Ich weiß wohl, daß ich Unrecht habe, aber was wollt Ihr? Das ist nun einmal stärker als ich. Ich fürchte mich entsetzlich vor einem Mißverständnisse zwischen uns. Und dann ist ja Vorsicht die Mutter der Sicherheit, wie die Weisheit der Völker sagt.“

„Du magst thun, was Du willst.“

„Darauf zähle ich auch. Aber jetzt ist genug geplaudert, der Gefangenwärter muß sogleich zurückkommen. Gebt Eure Hände her.“

Floréal Apollo streckte die Arme vor, ohne ein Wort zu sagen.

Das Schloß sprang mit derselben Leichtigkeit auf.

„Jetzt zu der Gürtelkette,“ sagte Marcelin.

Das Schloß dieser Kette bot keinen größern Widerstand als die beiden andern.

Floréal war frei!

„Vor Allem rührt Euch nicht,“ empfahl ihm Marcelin.

„Sei ruhig, ich werde Deinen Rath befolgen, denn er ist gut.

In der That machte der Neger scheinbar keine Bewegung, er schien noch immer angekettet.

Einige Minuten verflossen, während welcher die beiden Männer unbeweglich blieben, ohne Ein Wort mit einander auszutauschen.

Sie dachten nach, aber dabei verloren sie einander nicht aus dem Auge, sie glichen zwei Tigern auf der Lauer.

Endlich ließ sich von draußen der schleppende Gang des Gefangenwärters vernehmen.

Floréal Apollo fuhr zusammen und machte unwillkürlich eine Bewegung.

„Acht geben," flüsterte ihm Marcelin zu, indem er seinen Mund an das Ohr des Negers neigte. „Eine Bewegung könnte uns beide verderben, wenn Euch Euer Leben lieb ist, so seid vorsichtig."

Der Neger antwortete ihm durch ein Kopfnicken.

Marcelin näherte sich nun langsam der Thür.

„He Gevatter, seid Ihr da?" fragte der Gefangenwärter von außen.

„Meiner Treu, wo soll ich denn sonst sein," antwortete der junge Mann.

„Aha, Ihr unterhaltet Euch da drinnen," sagte der Kerkermeister höhnisch.

„Nicht besonders, und ich wäre sogar recht froh, fortzukommen."

„Pah, habt Ihr denn mit Eurem Freunde nicht geplaudert?"

„Ich habe es versucht, aber es scheint, daß er übler Laune ist, er hat es sich in den Kopf gesetzt, mir nicht zu antworten."

„Was Ihr sagt, ich hielt ihn für höflicher."

„Nun denn, wollt Ihr mir endlich aufmachen?"

„Gleich, gleich, mein Junge!" murmelte der Gefangenwärter.

Floréal Apollo hörte mit unsäglichem Herzklopfen den Schlüssel knarrend im Schlosse sich drehen, und das Geräusch der Riegel, die einer nach dem andern zurückge-

schoben wurden; er bedurfte der ganzen Macht, die er über sich besaß, um es zu Stande zu bringen, unbeweglich zu bleiben.

Die Thür öffnete sich endlich.

„Nun, nun, da bin ich,“ sagte der Gefangenwärter eintretend, „da bin ich...“

Er konnte nicht aussprechen, Marcelin packte ihn bei der Kehle, und warf ihn zu Boden.

In einem Augenblicke fand sich der arme Teufel geknebelt, und wie ein Bündel Tabak zusammengeschnürt, und folglich in die Unmöglichkeit versetzt, eine Bewegung zu machen, oder zu Hülfe zu rufen.

„Schnell,“ rief Marcelin, „seinen Hut, seinen Rock!“

Floréal ließ sich diese Aufforderung nicht wiederholen, schon war seine Verkleidung vollendet.

„Jetzt vorwärts,“ rief Marcelin, indem er die Laterne von der Wand herabnahm.

Sie traten hinaus.

Floréal machte eine Bewegung um fortzustürzen.

„Seid Ihr verrückt, Vater Baudou,“ sagte der junge Mann zu ihm, indem er ihn mit kräftiger Hand zurückhielt, „zuerst wollen wir die Thür schließen, dann werdet Ihr die Lampe nehmen und ganz langsam vor mir einhergehen, wißt Ihr denn nicht mehr, daß Ihr jetzt der Gefangenwärter seid?“

„Das ist richtig,“ sagte Floréal stehen bleibend.

Marcelin schloß die Thür, dann übergab er Floréal den Schlüsselbund und die Laterne.

„Jetzt wollen wir gehen, vor Allem aber beeilen wir uns nicht und bleiben wir kaltblütig.“

Sie durchschritten die langen Gänge des Gefängnisses, ohne beunruhigt zu werden, die wenigen Personen, welchen sie auf ihrem Wege begegneten, schenkten ihnen keine Aufmerksamkeit, ja sahen sie sogar gar nicht an. Die Schildwachen grüßten lachend den jungen Neger. Marcelin gab ihnen ihren Gruß mit der größten Unbefangenheit zurück.

Es war reizend; niemals war eine Flucht unter so angenehmen Verhältnissen ausgeführt worden.

So erreichten sie endlich das Eingangsthor, an dessen beiden Seiten eine Schildwache, Gewehr im Arm, stand.

Marcelin blieb stehen, und sich gegen Floréal wendend, der die Luft, wie ein wildes Thier einsog, sagte er lächelnd zu ihm:

„Nun Papa Coco Giron, laßt Eure Laterne und Eure Schlüssel hier, Euer Dienst ist jetzt, da Eure Vögel im Neste liegen, zu Ende, wir wollen uns aber nicht trennen, ohne eine Glas Tafia bei der Mutter Candide hier ganz in der Nähe zu trinken; Ihr seid gegen mich gefällig gewesen, alter Papa, und ich halte darauf, mich Euch gegenüber anständig zu benehmen."

„Wie es Euch beliebt," murmelte Floréal, der die Absicht Marcelin's begriff.

Er legte hierauf die Laterne und den Schlüsselbund an der Thürschwelle nieder, und folgte langsam dem jungen Manne.

„Alter Trunkenbold von einem Papa Coco," sagte lachend einer der Schildwache stehenden Soldaten.

Floréal hielt es für überflüssig zu antworten.

Die beiden Männer verließen mit demselben ruhigen

und gemessenen Schritt das Gefängniß und gelangten auf die Straße.

Sie setzten ihren Weg noch einige Minuten in derselben Weise fort, bogen dann in die nächste Straße, und dann in eine zweite ein, und verdoppelten dann ohne weitere Verstellung ihre Schritte.

Eine Viertelstunde später verließen sie die Stadt, uud befanden sich im freien Felde, ohne beunruhigt worden zu sein.

Nun traten sie im vollen Laufe den Weg in's Gebirge an.

Floréal war gerettet.

Einige Augenblicke, nachdem die beiden Männer das Gefängniß verlassen hatten, war der Gefangenwärter aufgestanden, er hatte seine Bande abgeschüttelt, und verließ das Gefängniß, dessen Thür nur zugelehnt war, indem er sich den Kopf, die Schultern und die Hüften befühlte, und dabei mit einem Ausdrucke von übler Laune murmelte:

„Ich weiß wohl, daß Alles abgemacht war, aber zum Teufel, dieser Schlingel von Marcelin hätte doch etwas weniger fest anfassen können."

Hatte Marcelin den Gefangenwärter bestochen? Wir wissen es nicht.

Nichtsdestoweniger scheint Alles darauf hinzuweisen, daß zwischen ihnen ein geheimes Einverständniß bestand.

Und nun, aus welchem Grunde hatte Marcelin, der so viele Gründe hatte, Floréal Apollo zu hassen, und der ihn auch wirklich haßte, so viel Hingebung bewiesen, um ihn zu retten?

Das werden wir ohne Zweifel bald erfahren. Marcelin war ein viel zu vernünftiger Bursche, um, besonders unter so ernsten Verhältnissen, leichtsinnig zu handeln.

XXIV.

Das Menschenopfer.

Zwei Tage verflossen nach der wunderbaren Flucht aus dem Gefängniß von Port-au-Prince, während welcher sich Marcelin und Floréal Apollo auch nicht eine Secunde trennten.

Floréal schien, ungeachtet des außerordentlichen Dienstes, welchen ihm der junge Neger erwiesen hatte, und ungeachtet der grenzenlosen Hingebung, die er bewiesen, indem er sein Leben wagte, um ihn zu retten, gegen denselben eine instinctive Abneigung zu empfinden, ein Mißtrauen, das in seinen Augen durch nichts gerechtfertigt war, aber durch das er sich doch bewogen fühlte, mit der größten Aufmerksamkeit die geringfügigsten Handlungen des jungen Menschen zu überwachen, obgleich er unter allen Verhältnissen sichtlich die größten Rücksichten für ihn hatte, und ihn jeden Augenblick bezüglich der Maßregeln um Rath fragte, welche zu treffen wären, um den Erfolg der Verschwörung zu sichern, die, wie wir weiter oben bereits berichtet haben, in der Nacht von dem 25. auf den 26. December auf der ganzen Insel gleichzeitig ausbrechen sollte.

Marcelin seinerseits, sei es nun, daß er das geheime Mißtrauen, welches Floréal Apollo gegen ihn hegte, bemerkt hatte, sei es, daß ihn ein anderer uns unbekannter Beweggrund beschäftigte, Marcelin, sagen wir, war traurig, ver-

drießlich, unruhig, träumerisch und schien unheimlichen Ahnungen zur Beute zu fallen.

Nichtsdestoweniger gab er sich Mühe, das was er empfand, im Grunde seines Herzens zu verbergen und seinem Gefährten ein heiteres Gesicht zu zeigen, dem er übrigens auch allen erdenklichen Beistand bei den Schritten leistete, welcher dieser im Interesse der großen jährlichen Zusammenkunft zu thun gezwungen war, eine Zusammenkunft, die diesmal eine ungeheure Tragweite und eine furchtbare Bedeutung haben sollte, da sie zugleich als Signal für den Ausbruch der Revolution dienen sollte.

Ein einziges Mal und zwar am Morgen des 25. gelang es Marcelin für ungefähr zehn Minuten sich den argwöhnischen Blicken des schrecklichen König Vaudou zu entziehen. Dieß geschah auf folgende Art:

Sie waren soeben von Jeremias aufgebrochen, wohin sie gegangen waren, um einige ihrer Verbündeten zu benachrichtigen, und nahmen durch die Felder die Richtung gegen Grand-Fond zu. Marcelin bemerkte ein dichtes Gebüsch von Granatbirnbäumen, und da der junge Mann einen weiten Weg im heißen Sonnenbrande zurückgelegt und ohne Zweifel Durst hatte, so blieb er stehen, um einige von den erfrischenden Früchten zu pflücken, die in großer Anzahl von den Zweigen hingen.

Da der Weg, auf dem die beiden Männer gingen, sehr schmal war, so waren sie gezwungen einer hinter dem andern einherzuschreiten. Sei es nun aus Zufall oder aus irgend einem anderen Beweggrunde, Marcelin ging einige Schritte hinter Floréal Apollo, er pflückte die Granatbirnen und begann dieselben zu essen, aber

während er pflückte und aß, nahm er ein Baumwollsacktuch, welches er, — ein für einen Neger ungewöhnlicher Luxus — in seiner Tasche trug, rollte es zusammen, machte drei Knoten in dasselbe, und warf es rasch mitten in das Gestrüppe.

Beinahe in demselben Augenblicke gesellte sich Floréal wieder zu ihm.

Da er den Schritt des jungen Menschen nicht mehr hinter sich hörte, hatte er den Kopf umgewandt, und war umgekehrt um ihn zu suchen. Er fand ihn damit beschäftigt, ruhig Granatbirnen zu verzehren, sagte nichts und folgte seinem Beispiele.

Als sie sich hinlänglich gesättigt hatten, setzten sie ihre für einen Augenblick unterbrochene Wanderung wieder fort.

Kaum hatten sie sich entfernt, als das Gebüsch leise auseinandergebogen wurde. Ein Mann trat aus den Hekken, welche an dieser Stelle den Weg säumten, hervor, blickte vorsichtig rings umher, und da er Niemanden sah, beugte er sich rasch zu Boden, und hob das Sacktuch auf, welches er aufmerksam untersuchte, bevor er es unter seiner Kleidung verbarg.

Dieser Mann war Herr Jules Duvauchelle, der Gebieter Marceliu's.

An demselben Tage gegen sieben Uhr Abends begannen die Vaudoux, Männer und Weiber von allen Seiten gleichzeitig dem gewöhnlichen Versammlungsorte zuzuströmen. Sie kamen einzeln, zu zweien, zu dreien, zu vieren, zu fünfen oder noch zahlreicher, alle waren je nach ihrem Stande und ihrem Vermögen bewaffnet, die Einen hatten lange Messer, Säbel, die andern Flinten, Hacken,

Schaufeln, einige trugen sogar nur mit Eisen beschlagene Stöcke.

Das Geheimniß der Gefangennahme und der späteren Entweichung Floréal's war von der Regierung so sorgfältig bewacht worden, daß keine Nachricht darüber in das Volk gedrungen war.

Die Vaudoux wußten daher durchaus nicht, welchen furchtbaren Gefahren ihr König ausgesetzt gewesen, da Floréal Apollo, um unter seinen Genossen nichts von seinem Ansehen zu verlieren, es für passend gehalten hatte, sie von seiner Verhaftung nicht in Kenntniß zu setzen.

Die Leute begaben sich daher mit der größten Ruhe und im Gefühle der vollständigsten Sicherheit zu der Versammlung, zu welcher sie zusammen gerufen worden.

Sie rechneten, da ihre Maßregeln so gut getroffen zu sein schienen, auf einen glänzenden Erfolg.

Bald waren mehr als fünfzehnhundert Vaudoux am Fuße des Kegels der Curidas versammelt. In kleinen Gruppen zerstreut plauderten sie mit einander lebhaft über den Aufstand, welcher noch in derselben Nacht ausbrechen sollte, und warteten mit Ungeduld auf den Beginn der vorbereiteten Ceremonie.

Floréal Apollo war noch abwesend.

Nur Roséide Suméra die Mutter oder Königin der Vaudoux, stand allein, unbeweglich und ruhig neben dem Käfige, in welchem die scheußliche und furchtbare geheiligte Eidechse eingeschlossen war.

An ihrer Seite lagen zwei unglückliche Kinder im Alter von vier bis fünf Jahren geknebelt und fest gebunden auf dem Boden ausgestreckt; sie wanden sich in nervösen

Zuckungen und stießen ein dumpfes unarticulirtes Stöhnen aus, welches jedoch Niemand in dieser bewegten Menge der geringsten Aufmerksamkeit würdigte.

Nicht weit davon befand sich ein Tisch, der mit geschälten Bananen und Bataten bedeckt war, über einem starken Feuer hing an einer Kette ein mit Wasser gefüllter Kessel.

In gewissen Entfernungen von einander brannten Feuer und beleuchteten eine Scene, die des humoristisch-satyrischen Stiftes eines Callot würdig gewesen wäre.

Ein tiefes Stillschweigen herrschte in der Versammlung.

Plötzlich ertönte der trockene und heisere Ton einer Bamboula.

Die Ceremonie sollte endlich beginnen.

In demselben Augenblicke erschienen zwei Männer und stellten sich neben den Käfig.

Diese beiden Männer waren der eine Floréal, der König Vaudou, der andere Marcelin der Obi, der oberste Häuptling des Purrah und als solcher unter den Verbündeten anerkannt.

Marcelin war, trotz aller seiner Bemühungen kalt und ruhig zu erscheinen, von nervösen Zuckungen bewegt, sein Gesicht war aschfarben, und seine Augen warfen zuweilen unruhige Blicke um sich.

Er hatte nichts an seinem gewöhnlichen Anzuge geändert, nur in seiner Eigenschaft als Obi trug er ein breites blaues Band en sautoir.

Bei dem mit der Bamboula gegebenen Zeichen hatten

sich die Verbündeten in aller Eile im Halbkreise vor den beiden Häuptlingen aufgestellt.

Floréal erhob sein Scepter, ein zweiter Bamboulaschlag, lauter als der erste, erfolgte.

Der Kreis der Vaudoux verengerte sich um den Käfig, auf welchen sogleich Floréal Apollo stieg, während Roséide Suméra auf der einen und Marcelin auf der anderen Seite die Hand auf den Käfig legten, gleichsam um ihn zu halten.

Der König Vaudou warf einen flammenden Blick auf die Versammlung, die er von dem erhöhten Standpunkte, den er einnahm, vollständig beherrschte, und ein Lächeln des Triumphes erhellte sein finsteres Gesicht bei dem Anblicke der großen Zahl der ergebenen Sectirer, welche ihn umgab.

„Kinder der Eidechse," sagte er mit lauter, in dem vollkommenen Stillschweigen, welches in der Versammlung herrschte, Allen vernehmlichen Stimme; „heute ist der fünfundzwanzigste December, einer der heiligsten Tage unserer allmächtigen Religion. Alle Jahre um dieselbe Zeit versammeln wir uns hier, und feiern dieses Fest durch ein Opfer, welches unserem Gotte Vaudou angenehm ist; dieses Jahr hat unser Fest ein doppeltes Ziel, da wir nicht nur das große und heilige Mysterium der Eidechse feiern, sondern da diese Nacht sich auch das Signal unserer Befreiung vom Fuße des Kegels der Curidas, an welchem wir uns befinden, erheben wird; dieses Signal wird sich wie eine Feuerschlange durch die Insel ziehen und unsere Brüder zu den Waffen rufen, um endlich eine ungerechte und tyrannische Regierung zu stürzen, und an ihre

Stelle den Purrah einzuführen, die heilige und gefürchtete Religion unserer africanischen Väter.“

Begeisterte Zurufe unterbrachen den Redner.

Floréal machte eine Bewegung.

Wie durch Zauberei war das Stillschweigen in der Menge, welche athemlos und gierig lauschte, wieder hergestellt, der König Vaudou fuhr fort:

„Dieses Jahr haben wir nicht Ein einziges Opfer unserem Gotte darzubringen, sondern zwei: eines zum Beginne der Ceremonie, und das zweite am Schlusse derselben, dann wenn wir alle Gebräuche der Vaudoux werden erfüllt haben, indem wir das Fleisch unserer Opfer unter uns theilen, und es verzehren, werden wir mit dem Rufe: Freiheit und Vaudou, wie ein Geierschwarm uns auf die Wohnungen unserer Unterdrücker stürzen, und wir werden ohne Erbarmen für sie sein, wie sie es für uns waren.“

„Freiheit und Vaudou!“ „Freiheit und Vaudou“ brüllten die Verbündeten mit fanatischer Begeisterung.

Ein Bamboulaschlag ertönte.

Die Vaudoux stellten sich sogleich in einer einzigen Reihe auf.

In diesem Augenblicke näherte sich ein Mann ehrfurchtsvoll Floréal Apollo, neigte sich zu seinem Ohre und sagte ihm einige Worte mit leiser Stimme.

Dieser Mann war der Oberst Brazier, der Adjutant des Präsidenten der Republik, seine Kleidung war in Unordnung und von Wurzeln und Dornen zerrissen, sein Gesicht mit Schweiß bedeckt, er schien einen langen und schnellen Lauf gemacht zu haben.

Floréal hörte ihn an, dann sagte er mit verächtlichem Lächeln zu ihm:

„Sie sind verrückt Oberst. Der Präsident Geffrard ahnt nichts, das weiß ich gewiß. Alle Truppen schlafen in diesem Augenblicke ruhig in ihren Kasernen, aber ihr Erwachen wird ein furchtbares sein.“

„Ich schwöre ihnen bei meiner Ehre Floréal, daß meine Nachrichten ganz genau sind, sagte der Oberst dringend; nicht nur daß alle Truppen auf den Füßen sind, sie umzingeln sogar in diesem Augenblicke das Gebirge.“

„Ich wiederhole Ihnen Oberst, daß sie ein Narr oder ein Verräther sind“, sagte Floréal hochmüthig; „ich komme eben in diesem Augenblicke von der Ebene und ich habe nichts Verdächtiges gesehen, und ich darf wohl voraussetzen, daß meine Augen eben so gut als die Ihren sind.“ Dann fügte er hinzu, sich an den jungen Neger wendend: „Was ist Deine Ansicht, Marcelin, Du warst ja mit mir?“

„Meine Ansicht ist, daß der Oberst sich irrt,“ sagte der junge Mann kalt. „Soldaten können sich weder wie Hasen in den Furchen verstecken, noch wie Fische ins Wasser untertauchen. Wenn Sie dort gewesen wären, wo der Oberst behauptet daß sie seien, so hätten sie versucht uns den Weg zu versperren, als wir heute Abend zu dem Kegel zurückkehrten und folglich hätten wir sie gesehen.“

„Sie werden ihren Eigensinn bedauern, Floréal,“ sagte der Oberst traurig.

„Meinethalben mein Herr, ich will die Folgen tragen, kein Wort mehr über diesen Gegenstand, ich bitte Sie.“

„Ich gehorche Ihnen,“ erwiederte der Oberst mit einem unmerklichen Achselzucken, und ohne ein einziges

Wort hinzuzufügen, entfernte er sich mit gesenktem Haupte und gedankenvoller Stirne.

„Die Ceremonie beginne," gebot Floréal Apollo, indem er zum zweiten Male sein Scepter erhob.

Alsogleich begann die Bamboula den Tact zu schlagen.

Alle Verbündeten setzten sich gleichzeitig in Bewegung und machten nach ihrer Gewohnheit zweimal die Runde um den Käfig, in welchem sich die Eidechse befand, indem sie im Chor die heilige Hymne sangen:

A la bombaia bombé
Lama, samana, quana
E van vanta
Vana docki.

Dann, als dieser seltsame Gesang zu Ende war, nahmen die Verbündeten wieder ihre frühere Stellung gegenüber dem Käfige ein und verharrten in tiefem Stillschweigen.

Sie warteten.

Nun begann eine furchtbare Scene, welche unsere Feder zu schildern sich weigern würde, wenn dieser scheußliche Act des Cannibalismus nicht ausführlich in dem Berichte von Haiti von Samstag dem 20. und Samstag den 27. Februar 1864 bei Gelegenheit des Urtheils, welches in Port-au-Prince in dieser entsetzlichen Angelegenheit gefällt wurde, erzählt würde*).

„Kinder der Eidechse," rief plötzlich Floréal mit heiserer Stimme, „laßt uns zum Gotte Vaudou flehen, daß er uns günstig sei, damit das Opfer vollbracht werde."

---

*) Man sehe die Beweisstücke am Schlusse des Werkes.

„Das Opfer, das Opfer!“ riefen die Vaudoux.

Die Hymne wurde wieder im Chor angestimmt und die Procession begann auf's Neue.

Mehrere Individuen, die ohne Zweifel im Vorhinein dazu bestimmt waren, traten nun aus den Reihen, näherten sich den beiden Häuptlingen und stellten sich schweigend um den Tisch.

Diese Individuen waren François Guerrier, Congo Pellé, Jeanne Pellé, Julien Nicolas, Neröine François und Beyard Prosper.

„Das Kind,“ befahl Floréal, der von dem Käfige herabgestiegen war.

Guerrier François beugte sich augenblicklich, und nahm von den beiden armen kleinen Geschöpfen dasjenige, welches ihm am nächsten lag, in seine Arme.

Aber in dem Augenblicke, in dem der Vaudou sich erheben wollte, stürzte Marcelin, der ein wenig zur Seite getreten war und alle seine Bewegungen mit Aufmerksamkeit verfolgte, auf ihn zu, faßte ihn am Arme, und preßte ihn mit so großer Gewalt, daß der Elende einen Schrei ausstieß und das Kind losließ.

„Nicht dieses hier,“ sagte Marcelin mit dumpfer und drohender Stimme zu ihm.

Guerrier François, vom Schmerze überwältigt, gehorchte maschinenmäßig, er ließ das Kind wieder auf den Boden fallen und nahm das andere kleine Mädchen, ohne über die Gründe nachzudenken, welche der junge Mann haben konnte, um so zu handeln wie er es that.

Floréal Apollo näherte sich jetzt, und indem er einen

schielenden Blick auf Marcelin warf, fragte er ihn mit dumpfer und drohender Stimme:

„Warum hast du François Guerrier gezwungen dieses Kind loszulassen?“

„Du hast ein kurzes Gedächtniß, König Vaudou,“ antwortete der junge Mann hochmüthig.

„Was willst du damit sagen? ich verstehe dich nicht,“ erwiederte dieser.

„Sieh dieses elende Mädchen an!“

„Nun?“

„Erkennst du sie denn nicht? Gehört sie nicht mir? Hast du mir nicht geschworen, daß nur ich sie opfern solle? Antworte,“ rief er mit dem Ausdrucke des unversöhnlichsten Hasses!

„Das ist wahr,“ erwiederte kaltblütig Floréal Apollo, der durch den Gesichtsausdruck des jungen Mannes sich täuschen ließ. „Darauf habe ich vergessen. Verzeihe mir.“

Damit entfernte er sich langsam und kehrte zu dem Tische zurück.

Die Vaudoux, welche über die Handlung Marcelin's erstaunt waren, und ihm mißtrauische Blicke zuzuwerfen begannen, stießen, vollkommen beruhigt durch diese Erklärung, die sie mit angehört hatten, Freudenschreie aus.

Der Zwischenfall hatte, Dank der Geistesgegenwart des jungen Mannes, keine weiteren Folgen.

Die Ceremonie nahm ihren Fortgang.

Das zum Opfer bestimmte Kind wurde in einer Secunde aller seiner Kleider entledigt und auf den Tisch gelegt; François Guerrier faßte es bei den Füßen und hielt es fest, während Floréal Apollo seine Hüften preßte

und Roséide Suméra die Königin Vaudou, es mit den Händen um den Hals faßte und es erwürgte.

Das arme kleine Geschöpf litt einen furchtbaren Todeskampf, und verschied unter entsetzlichen Convulsionen, ohne daß der leiseste Ausdruck von Mitleid auf den scheußlichen Zügen dieser wilden Mörder sichtbar wurde.

Die Leiche wurde sogleich auf den Tisch gelegt, nachdem man sie von dem Knebel befreit hatte, der dazu bestimmt war, das Geschrei des Todeskampfes zu ersticken.

Die Bamboula ertönte in rascheren Schlägen, und die Vaudoux, immer mehr aufgeregt, sangen ihre Hymne im Chor, indem sie fortwährend wie wahnsinnig um den Tisch kreisten.

Jeanne Pellé reichte nun dem Könige Vaudou ein Messer, dieser nahm es, prüfte kaltblütig dessen Schneide und schnitt mit einem einzigen Schnitte den Kopf des Kindes ab, welchen Roséide Suméra bei den Haaren faßte, und ihn, indem sie gewisse mystische und unverständliche Worte sprach, sogleich mit Yamswurzeln und Bataten in den über dem Feuer befindlichen Kessel warf.

Unterdessen war Floréal Apollo nicht müssig gewesen.

Mit dem Messer bewaffnet, welches ihm Jeanne Pellé gegeben hatte, zerfleischte er kaltblütig den noch warmen und zuckenden Körper des unglücklichen Geschöpfes, und öffnete die Brust desselben, dann, nachdem er das Herz, die Lungen, die Eingeweide u. s. w. herausgenommen hatte, legte er das Alles auf den Tisch, und begann, unterstützt von den Individuen, die wir genannt haben, diesen armen kleinen Körper in Stücke von ungefähr der Größe

einer Nuß zu zerschneiden, während Congo Pellé sorgfältig das rauchende Blut in einem Gefäße auffing.

Inzwischen dauerten die Gesänge und der Umzug fort.

Floréal erhob sein Scepter.

Stillschweigen trat ein, und Jeder blieb unbeweglich an dem Platze, den er einnahm.

Der König Vaudou, die Königin und die Personen, die wir genannt haben, nahmen nun jeder ein Stück Fleisch und verschlangen es, dann kreiste das mit Blut gefüllte Gefäß und Jeder trank daraus.

Die schrecklichen Gäste dieses entsetzlichen Festmahls zogen sich nun zurück und jetzt kamen, durch eine Handbewegung Floréal Apollo's aufgefordert, die anderen Verbündeten an die Reihe, die nun mit dem Geschrei und Gebrüll von wilden Thieren auf den Tisch losstürzten, und sich um die noch warmen und zuckenden Ueberreste des unglücklichen Schlachtopfers stritten.

Aber da dieses höllische Mahl nicht die Wuth aller dieser wilden Thiere, die Blut gekostet hatte, befriedigen konnte, so verlangten diejenigen unter den Vaudoux, welche bei dieser Theilung zu kurz gekommen waren, unter schrecklichem Gebrüll, daß nun auch das andere Kind geschlachtet werde.

„Es sei," sagte Floréal Apollo, welcher ein entsetzliches Vergnügen daran zu finden schien, die Wuth dieser Cannibalen noch zu steigern. „Congo Pellé, bringe das andere Opfer!"

Man suchte vergeblich das kleine Mädchen.

Während des Tumultes, welchen das Hinschlachten des ersten Kindes hervorgerufen hatte, war das zweite

verschwunden, ohne das die Entführung desselben bemerkt worden wäre.

Einen Augenblick blieben die Vaudoux stumm vor Erstaunen.

„Kinder der Eidechse, es giebt also Verräther unter uns,“ rief Floréal Apollo mit schrecklicher Stimme.

Dabei warf er einen argwöhnischen Blick auf die Neger, welche um ihn standen.

Während dieser Zeit war der Kopf des kleinen Mädchens aus dem Kessel genommen und von den Vaudoux verzehrt worden.

„Wo ist Marcelin?“ fragte Floréal, aus dessen Auge ein Blitz schoß.

Niemand antwortete.

Marcelin war gleichf alls verschwunden.

Der König Vaudou begriff Alles, er stieß das Gebrüll eines Tigers aus.

„Ah! der Oberst Brazier hatte Recht, wir sind verrathen. Zu den Waffen,“ rief er, „zu den Waffen!“

„Das Opfer, das Opfer!“ brüllten die Vaudoux, welche der Geruch des Blutes toll gemacht hatte, und die nach einem zweiten Mahle von Menschenfleisch lechzten.

Eine furchtbare Verwirrung herrschte in der Versammlung, die Vaudoux wollten keine Vernunft annehmen.

Vergebens versuchten Floréal und seine hervorragendsten Anhänger ein wenig Ordnung herzustellen, der Tumult wurde immer heftiger und nahm fur chtbare Verhältnisse ar.

Auf alle Ermahnungen ihres Häuptlings antworteten die Vaudoux nur mit dem wahnsinnigen Gebrülle:

„Das Opfer, das Opfer!“

„Zu den Waffen!“ rief noch einmal Floréal.

Und sich zu dem Obersten Brazier wendend, der sich ihm genähert hatte, sagte er ihm schmerzlich:

„Ich erkenne an, daß Sie Recht hatten, Oberst, wir sind verrathen. Das Signal, lassen Sie das Signal anzünden,“ fuhr er fort.

Der Oberst stürzte fort.

In diesem Augenblicke erhob sich ein Rufen und Hurrahschreien, welches das Herz der entschlossensten Verbündeten mit Schrecken erfüllte.

Der Tambour schlug Sturm, das Commando Feuer! ertönte.

Eine furchtbare Decharge wurde plötzlich gegeben und ein Sturm des Todes zog über die Vaudoux dahin, von denen mehr als hundert zerschmettert durcheinander auf den Boden kollerten.

Alle Truppen der Regierung, an der Spitze der Präsident Geffrard mit dem Degen in der Hand, erschienen nun am Saume des Waldes.

Die Vaudoux waren vollkommen umzingelt.

„Greift zum Bayonette!“ rief der Präsident.

Die Soldaten stürzten vorwärts und ein furchtbares Gemetzel begann.

„Schießt, schießt, kein Mitleid,“ riefen die Officiere, „laßt den wilden Bestien zur Ader!“

Nun ging etwas Entsetzliches und allen Glauben Uebersteigendes vor sich.

Eine ziemlich große Anzahl von Vaudoux stürzte sich, statt ihr Heil in der Flucht zu suchen, auf die Körper der Sterbenden, und begann unter einem wahren Hyänengeheul das Blut zu trinken, welches aus den Wunden floß.

Diese Elenden lachten mit stumpfsinniger Miene und ließen sich auf den Körpern ihrer Opfer tödten, ohne von denselben abzulassen.

Unterdessen hatte sich Floréal Apollo, nachdem er Wunder der Tapferkeit verrichtet, — denn dieser Elende war wirklich tapfer, oder besaß wenigstens den Muth der wilden Thiere — und als er einsah, daß der Widerstand unmöglich, und das Spiel wirklich für ihn verloren sei, er hatte, sagen wir, sich einen blutigen Weg durch die dichtesten Reihen der Feinde gebahnt, und war auf den geheimen und, wie er glaubte, nur von ihm gekannten Ausgang zugestürzt, der zu seinem Fort führte.

Aber in dem Augenblicke, in dem er den Fuß des Felskegels erreichte und die Feder spielen lassen wollte, hätte ihn der sich um sich selbst drehende Felsblock beinahe niedergeworfen, und eine Fluth von Bewaffneten, an deren Spitze er Herrn Duvauchelle und Marcelin erkannte, stürzte auf ihn los.

„Verräther!“ rief Floréal wüthend.

Und sein Messer erhebend, welches noch von dem Blute des unglücklichen Opfers geröthet war, das er seiner blutdürstigen Wuth geschlachtet hatte, stürzte er auf den jungen Mann los.

Aber er konnte die Rache, welche er beabsichtigte, nicht ausführen. Ungeachtet seines erbitterten Widerstandes und seiner fabelhaften Anstrengungen von der Ueber=

zahl bewältigt, ward er zu Boden geworfen, entwaffnet und in einem Augenblick außer Stand gesetzt zu schaden.

„Bei Eurem Leben, tödtet ihn nicht," rief Herr Duvauchelle.

Die Soldaten gehorchten, wenn auch ungern, und senkten ihre Waffen.

Der Pflanzer wandte sich zu dem Obersten Brazier, der von zwei Soldaten bewacht wurde und sagte zu ihm:

„Sie sind mein Gefangener."

„Sie irren sich," erwiederte kaltblütig der Oberst.

Mit einer raschen Bewegung zog er eine Pistole aus seinem Gürtel und schoß sich eine Kugel durch den Kopf.

„Desto besser," murmelte der Pflanzer, „dieser Elende erspart dem Henker eine Arbeit."

Das Gemetzel dauerte noch immer fort.

Die entsetzten Vaudoux vertheidigten sich nicht einmal mehr, die Soldaten ihrerseits wurden nicht müde zu tödten.

Der Präsident Geffrard ließ endlich zum Sammeln blasen und dem Gemetzel Einhalt thun.

Mehrere hundert schrecklich verstümmelte Leichen bedeckten den Boden.

Die Gefangenen waren nicht sehr zahlreich, Herr Duvauchelle hatte deren nur zwei gemacht, aber von der größten Bedeutung, diese beiden Gefangenen waren Floréal Apollo und Roséide Suméra, die Königin der Vaudoux.

Die Soldaten hatten nur drei Personen gefangen genommen, zwei Weiber und einen Mann, François Guerrier, Jeanne Pellé und Prospèr Beyard.

In diesem Augenblicke erschien eine dritte Abtheilung von Soldaten auf der Lichtung.

Diese Abtheilung war von Herrn Chauvelin in Person befehligt, sie führten drei Gefangene mit sich: Congo Pellé, Julien Nicolas und Nereïne François.

Durch einen seltsamen Zufall, in dem man die Hand der Vorsehung erkennen mag, waren diese acht Elenden gerade diejenigen, welche das arme Kind Claire's — denn dieses war es, welches geopfert worden war — ermordet, und die den größten Theil des noch zuckenden Fleisches des Schlachtopfers verzehrt hatten.

Die Gefangenen wurden, fest gebunden, einer sicheren und verläßlichen Escorte übergeben.

Der Präsident Geffrard wollte jedoch, bevor er den Befehl zum Abmarsche gab und die Lichtung, den Schauplatz dieser entsetzlichen Ereignisse, verließ, noch sogleich einen Kriegsrath halten.

„Meine Herren,“ sagte er, als alle Offiziere und die Pflanzer sich um ihn versammelt hatten, „hören Sie wohl auf meine Worte, und vor Allem, machen Sie sich dieselben zu Nutze,“ fügte er mit ausgesprochener Absichtlichkeit hinzu. „Es hat hier keine politische Verschwörung gegeben. Was würden die civilisirten Nationen von uns denken, wenn sie voraussetzen dürften, daß wir, wenn auch nur eine Stunde lang, uns fast in der Gewalt von so wilden und entarteten Wesen befunden haben, wie die, deren schändliche Höhle wir so eben zerstörten. Man würde glauben, wir seien zu den schlimmsten Tagen der Barbarei zurückgekehrt; Sie werden daher wohl einsehen, daß niemals eine Verschwörung gegen die Regierung existirt hat.

Wir haben ganz einfach eine Horde von Cannibalen gejagt, welche ohne Zweifel die Hölle ausgespieen hat, welche aber glücklicher Weise die verschwindende Minderheit der Nation bilden. Dies verlange ich, daß gesagt werde, dies will ich, daß man erfahre," sagte er mit gebieterischer Stimme, indem er Nachdruck auf jedes Wort legte, und seinen hellen Blick von einem seiner Zuhörer zum anderen schweifen ließ. „Sie verstehen mich, meine Herren, nicht wahr?" fügte er trocken hinzu.

Die Officiere begriffen in der That die Wichtigkeit dieser Auslegung, die man ihnen gab, sie versicherten den Präsidenten ihres vollkommenen Stillschweigens und ihres unbedingten Gehorsams.

Der Präsident Geffrard fuhr fort:

„Der Proceß dieser Elenden, deren wir uns bemächtigt haben, muß in diesem Sinne geführt werden, es wird schmerzlich genug für unser Land sein, das leider nur zu sehr constatirte Factum des Cannibalismus einzugestehen, wir haben nicht nöthig, die ganze furchtbare Wahrheit zu enthüllen. Also wohlverstanden, meine Herren, kein Wort! keine Anspielung! Dieses furchtbare Geheimniß soll unter uns bleiben."

Die Anwesenden verneigten sich zum zweiten Male und antworteten durch ein ehrfurchtsvolles Zeichen des Gehorsams. Wie wir schon sagten, begriffen sie eben so gut, wie das Haupt der Republik, den Abscheu, welchen eine so fürchterliche Angelegenheit in Europa erregen, den Makel, welche sie auf die Republik von Haiti, wo solche Ungeheuerlichkeiten mitten im neunzehnten Jahrhundert möglich waren, werfen würde; und folglich die Nothwen-

digkeit für sie zu schweigen, und so viel als möglich den Wiederhall dieser entsetzlichen Angelegenheit zu ersticken.

Die Truppen schlugen hierauf den Weg nach Port-au-Prince ein; nachdem sie die Höhle der Vaudoux geplündert und vollständig zerstört nnd die Leichen begraben hatten.

Die Untersuchung in diesem schrecklichen Processe ging rasch vorwärts; am 4. Februar 1864 begannen die Verhandlungen gegen die acht Gefangenen, am 5. desselben Monats wurden sie geschlossen.

Sie hatten nur zwei Tage gedauert.

Alle Angeklagten wurden zum Tode verurtheilt.

Sie hatten nicht einmal versucht sich zu vertheidigen, sie hatten alle Umstände ihres Verbrechens mit einer Gleichgültigkeit eingestanden, welche eben so wie dieses Verbrechen, selbst ihren Stumpfsinn und ihren Fanatismus bewies.

Die acht Gefangenen, unter denen sich vier Weiber befanden, wurden einige Tage später auf dem öffentlichen Platze des äußern Kirchhofes von Port-au-Prince erschossen.

Dank den von dem Haupte der Regierung angeordneten Vorsichtsmaßregeln wurden die europäischen Zeitungen, selbst die bestunterrichteten, vollständig getäuscht; von ihren Correspondenten irre geführt, verwechselten sie die Vaudoux mit vereinzelten Missethätern, und das furchtbare Verbrechen des Cannibalismus, dessen sie sich schuldig gemacht, galt ihnen als die That einiger durch Noth, Unwissenheit und Fanatismus verthierten Elenden, und sie stimmten laute Loblieder auf das Volk von Haiti an, wel-

ches kaum seit einem halben Jahrhundert frei, es verstanden habe, sich in so kurzer Zeit ihren Platz unter den civilisirten Völkern zu erobern u. s. w. u. s. w.

Ach, nur allzuoft wird auf diese Art Geschichte geschrieben.

Glücklicherweise dringt doch zuletzt immer die Wahrheit durch und tritt an's Licht.

Die Geschichte, deren Erzählung wir soeben vollenden, und die streng wahrheitsgetreu ist, ist der beste Beweis dafür.

. . . .

. . . .

Die arme kleine Marie, welche Marcelin, wie durch ein Wunder und mit Gefahr seines Lebens gerettet hatte, brauchte ziemlich lange, um sich zu erholen, die Erschütterung, welche sie erlitten, war so heftig, daß lange Zeit ihr Vater daran zweifelte, sie am Leben zu erhalten, endlich erlangte sie, Dank der Sorgfalt, mit welcher sie gepflegt wurde, nach und nach ihre Gesundheit wieder; aber es blieb ihr eine für ihr so zartes Alter ungewöhnliche, schwermüthige Stimmung, und seit diesem schrecklichen Ereignisse blühte niemals wieder ein Lächeln auf ihren rosigen Lippen.

Gegen Ende Mai heirathete Herr d'Antragues Fräulein Angela Colette.

Die jungen Gatten verließen Haiti acht Tage nach ihrer Hochzeit.

Herr Duvauchelle folgte ihnen nach Martinique, wo er sich in ihrer Nachbarschaft ansiedelte. Marcelin und seine Mutter begleiteten ihn, nicht als Diener, sondern als

Freunde; Herr Duvauchelle hatte ihnen einen bescheidenen Wohlstand gesichert.

Diese Belohnung hatten sie redlich verdient.

Als der französische Gast des Herrn Colette denselben, da er seine Traurigkeit und seine Entmuthigung sah, aufforderte, ebenfalls San-Domingo zu verlassen, antwortete dieser, indem er voll Melancholie den Kopf schüttelte:

„Wohin sollte ich gehen? Kennen Sie nicht die Vorurtheile, welche ungeachtet aller Behauptungen der europäischen Negerfreunde überall, selbst in Amerika gegen uns herrschen. Bin ich nicht ein Farbiger? ein Mulatte mit Einem Worte?

„Ich kenne ein Land, wo diese Vorurtheile nicht herrschen.“

„Welches?“ rief er lebhaft.

„Frankreich! dort, mein Freund, giebt es weder Weiße, noch Neger, noch Rothhäute, es giebt nur Männer, Brüder.“

„Das ist wahr,“ erwiederte er mit traurigem Lächeln, „aber Frankreich ist so weit, und unser Himmel ist so schön!“

Hierauf drückten sich die beiden Männer zum letzten Male die Hand, und trennten sich für immer, falls Gott es nicht anders beschließen sollte.

Ende.

Beweisstücke.

I.

Auszug aus der officiellen Zeitung der Republik, dem Moniteur von Haiti, von Samstag den 20. Februar 1864.

Ein furchtbares Verbrechen wurde begangen, begangen vor den Thoren der Hauptstadt: ein Kind, ein Mädchen, wurde erwürgt, zertheilt in Stücke geschnitten, zubereitet, wie man ein Lamm oder ein Zicklein zubereiten würde, und ein scheußliches Mahl, an welchem der Onkel und die Tante des Kindes theilnahmen, wurde mit demselben gehalten.

Ein Mahl von Menschenfleisch mitten in unserer Gesellschaft; Cannibalen unter uns im Jahre des Heils 1864. Ist das möglich? Man möchte sich weigern daran zu glauben. Aber die Verbrecher wurden festgenommen, gerichtet, verurtheilt und hingerichtet, wie man aus dem Berichte des Processes, den wir weiter unten veröffentlichen, ersehen wird. Man muß sich also vor den leider nur zu wirklichen und constatirten Thatsachen beugen, sie in ihrem Ursprunge und ihrer Tragweite in's Auge fassen, sie vom philosophischen und socialen Gesichtspunkte betrachten, und endlich im Interesse des Landes die Folgerungen ziehen, die sich aus demselben ergeben.

Es ist ohne Zweifel zu bedauern, daß gerade in Haiti ein solches Verbrechen begangen wurde. Gewiß dieser Vorgang ist nicht geeignet, gewisse bedauerliche Vorurtheile zu entkräften, welche ohnedies im Auslande gegen uns herrschen. Aber man darf nur gerecht die Menschen und Zustände in Anschlag bringen, und die nationale Verantwortlichkeit wird in dieser Sache vollkommen aus dem Spiele bleiben.

In der That würden jene, welche, da sie keine Kenntniß von unserem Lande haben, aus dieser Thatsache, wenn sie sie auswärts lesen, allgemeine Schlüsse ziehen wollten, sich sehr täuschen. Man kann nicht läugnen, daß der moralische Zustand der Massen nur noch zu viel zu wünschen übrig läßt, aber, wie derselbe auch beschaffen sein möge, so ist er doch nicht, daß ihnen die Unterscheidung zwischen gut und böse fremd sein sollte. Wenn es eines Beweises dafür bedürfen sollte, so findet man einen vollständigen und genügenden in der Art und Weise, in welcher sich die Entrüstung des Volkes bei dieser traurigen Gelegenheit aussprach. Diese Entrüstung war so heftig, daß die Schuldigen bei ihrer Verhaftung von der Volksmenge in Stücke gerissen worden wären, wenn die bewaffnete Macht sie nicht beschützt hätte.

Von den acht Angeklagten und zum Tode Verurtheilten gehören vier dem weiblichen Geschlechte an. Obgleich das Gesetz des Landes keine Ausnahme zu Gunsten der Frauen macht, giebt es doch in Haiti seit sehr langer Zeit kein Beispiel, daß ein Weib mit dem Tode bestraft worden wäre. Dieser neue Umstand, die ungewöhnlichen Vorbereitungen, welche für die Hinrichtung getroffen wurden, Alles das

war geeignet, Aufregung zu erzeugen und das Mitleid wach zu rufen. Wie wurde aber trotz Alledem diese Hinrichtung aufgenommen? „Es lebe der Präsident von Haiti! es lebe die Civilisation!" Das waren die Rufe, welche die Menge ausstieß, und durch welche sie den Gefühlen, die sie bewegte, Ausdruck gab.

Wir selbst haben uns absichtlich in diesen Strom von Männer und Frauen gemischt, welche die Neugierde nach dem Richtplatze hinzog; wir sind mitten unter ihnen gestanden, wir haben den Gesichtsausdruck beobachtet, die Reden angehört, und Alles gesammelt, was uns darüber aufklären konnte, was die Gemüther empfanden. Nun wohl, wir können es mit Bestimmtheit versichern, niemals bei keiner Gelegenheit haben wir erlebt, daß die menschliche Gerechtigkeit eine einmüthigere Billigung erhalten hätte, niemals haben wir gesehen, daß die Züchtigung im höheren Grade mit allgemeinerer Befriedigung aufgenommen worden wäre.

Nein, aus dem Verbrechen einiger Weniger kann keine Schlußfolgerung zum Nachtheile der Massen gezogen werden, eben so wenig als man das Volk von Haiti für Anthropophagen erklären kann, weil sich in seiner Mitte einige götzendienerische Menschenfresser fanden. Das nationale Gefühl hat sie laut verläugnet, die Gerechtigkeit des Landes hat sie getroffen, das genügt, um die Thatsachen auf ihre wirkliche Bedeutung zurückzuführen, und die Leute, welche noch über die Wirkung besorgt sind, welche dieselben im Auslande ausüben könnten, zu beruhigen.

Aber, werden diejenigen fragen, welche in der Ferne keine richtigen Vorstellungen von unseren gesellschaftlichen

Zuständen haben, wer sind denn eigentlich diese Menschenfresser? Von welchem Beweggrunde werden sie geleitet? Sind es die Wilden des inneren Landes, die ferne von jeder Berührung mit der Civilisation leben, die niemals eine Kirche gesehen, niemals das Wort Gottes gehört haben, Wesen, welche ihre Vereinsamung in der Finsterniß der Unwissenheit erhielt? Ach! leider nein, diese Leute lebten in der Mitte der Stadt und in deren Umgebungen, es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie häufig in die Messe gingen, und daß sie mehr als einmal den Priester predigen hörten, nichtsdestoweniger sind sie, wie wir gesehen haben, Götzendiener und Menschenfresser geblieben.

Ja, Götzendiener und Menschenfresser, denn sie sind beides; aber der Cannibalismus ist bei ihnen nur die Folge des Götzendienstes; also zerstöre man die Ursache und man wird die Wirkung zerstört haben.

Der Cannibalismus ist nicht immer die Wirkung des Aberglaubens, es giebt Völker, welche einfach der Gewohnheit sich von Menschenfleisch zu nähren und dem Geschmacke folgen, den sie später an dieser Nahrung gefunden haben; sie verzehren ihre zum Tode verurtheilten Verbrecher, wie nächtliche Räuber, Ehebrecherinnen u. s. w., eben so wie ihre Kriegsgefangenen. Fast alle beobachtenden Schifffahrer, sagt Herr Royer Collard, bestätigen, daß die Ursache der Anthropophagie, wo immer man dieselbe auch treffe, im Aberglauben und in der Rachsucht zu finden seien. In dem Falle, welcher uns beschäftigt ist der Aberglaube die einzige Ursache, der sie zuzu-

schreiben ist, es ist Thatsache, daß die Anthropophagie hier nur von dem Vaudou abstammen kann.

Der Vaudou ist nach den Erfahrungen, die wir gemacht haben, nicht einfach eine Secte, wie Becherelle sagt, sondern ein Cultus. Dieser barbarische Cultus wurde bei uns vor langer Zeit aus irgend einem Winkel Africa's durch den Sklavenhandel importirt. Von den Sectirern, die demselben treu blieben, von Vater auf Sohn vererbt hat er sich so im Lande bis zu unseren Tagen erhalten.

Wir haben gesagt, zerstört diesen Cultus und ihr werdet die Anthropophagie, welche die Folge desselben ist, zerstört haben. Aber ein Cultus kann nur durch einen anderen Cultus zerstört, der eine kann nur durch den andern ersetzt werden; denn der Mensch, ob er nun ein Wilder oder civilisirt sei, bedarf eines Glaubens, einer Religion, und durch die christliche Religion mußte man den Cultus des Vaudou angreifen und ausrotten. Wenn das Uebel sich bis auf unsere Tage fortgepflanzt hat, so geschah dies, weil es niemals in seiner Grundursache angegriffen wurde. Und von wem hätte dies auch geschehen sollen? Dafür bedurfte es eifriger und hingebender Missionäre, Männer, die von reinem evangelischen Geiste beseelt waren, es bedurfte eines regelmäßigen gut gewählten Clerus, mit Einem Worte wirklicher Priester; wie viel deren waren, wie viel sind denn aber noch im Lande?

Ja, dessen bedurfte es, aber die Zeit ging vorüber, unfruchtbare Regierungen folgten auf einander, keine derselben begriff ihre Aufgabe, keine wollte sie begreifen, sie haben es vorgezogen, sich außerhalb des Schooßes der römischen Kirche zu halten, und allen Auswurf der Prie-

sterschaft, welchen die Woge der Immoralität und des schlechten Betragens an unsere Küsten warf, aufzunehmen; sie haben es vorgezogen einen Clerus zu besitzen, der aus solchen Elementen bestand, einen Clerus der mehr daran dachte, die Menschen auszubeuten, als ihnen das Evangelium vorzutragen, sie haben es mit Einem Worte vorgezogen, gerade den entgegengesetzten Weg von dem einzuschlagen, der von dem einfachsten gesunden Menschenverstande angezeigt war, um so vom Bösen zum Schlimmeren, statt vom Guten zum Bessern fortzuschreiten. Nun wohl, wohin ist man mit dieser antireligiösen, antimoralisirenden Politik gelangt? Zur Verewigung des Götzendienstes und der Menschenfresserei mitten im Schooße unserer Civilisation. Für wahr! ein herrliches Resultat.

Die Regierung des Präsidenten Geffrard hat diese engherzige und traurige Politik verschmäht. Er hat der erste die Fahne der Civilisation auf ihrem wirklichen Terrain aufgepflanzt, auf dem des auf breitester Grundlage organisirten öffentlichen Unterrichtes, auf dem der Moralisirung der Massen, durch den wirksamen und allmächtigen Einfluß eines tugendhaften und aufgeklärten Clerus; zu diesem Zwecke hat er das mit dem heiligen Stuhle abgeschlossene Concordat unterzeichnet, und dieser Act, wie sehr auch selbstverständlich die Beurtheilungen desselben von einander abweichen mögen, wird nichts desto weniger eine der wichtigsten und fruchtbarsten Folgen der Revolution vom 22. December bleiben.

Bezüglich der Ausrottung des Heidenthums hat also die Regierung im Interesse der Zukunft die geeigneten Maßregeln getroffen. Aber man hat nicht nur den Aber-

glauben zu bekämpfen, man muß auch das Verbrechen bestrafen, das Verbrechen der Anthropophagie, das heißt den Mord unter all den erschwerenden Umständen; welche der Abscheu vor einem Mahle von Menschenfleisch mit sich bringt. Die Regierung konnte in dieser Beziehung die Pflichten, welche sie gegen die Gesellschaft zu erfüllen hat, nicht ernst genug auffassen.

In dem stattgefundenen Falle hat sie emsig den Urhebern des Verbrechens nachgeforscht, hat dieselben der Gerechtigkeit überliefert, und denselben die ganze Schwere des Armes des Gesetzes fühlen lassen. Der Präsident Geffrard, dessen Natur sich so sehr zur Milde neigt, hat seinem Herzen zu widerstehen gewußt, er hat ganz richtig herausgefühlt, daß in diesem Falle von seinem Begnadidigungsrechte, selbst gegenüber den Verurtheilten des weiblichen Geschlechtes, Gebrauch machen, ein Privilegium der Straflosigkeit verleihen und das Verbrechen auffordern hieße sich zu erneuern, zu vervielfältigen, daß es endlich hieße, gegen das öffentliche Bewußtsein handeln, welches sich durch Zeichen einer so tiefen Entrüstung ausgesprochen hatte. Der Präsident hat sich seine Milde für Fälle vorbehalten, in denen er sie ohne Gefahr für die Gesellschaft ausüben kann, und so wird er es immer halten.

Die Anhänger des Vaudou mögen es sich also gesagt sein lassen; mögen sie, wenn sie wollen fortfahren, ihre Augen dem Lichte und ihre Herzen der Moral zu verschließen, mögen sie ein Schaf oder eine Ziege schlachten, das Blut des Thieres trinken und tanzen, bis sie in Krämpfe fallen, wir werden nur ihre Unwissenheit zu bedauern haben, wir werden sie nur beklagen können, aber

sie können fest überzeugt sein, daß sie jedesmal so oft sie Hand an ein menschliches Wesen legen und gefangen werden, sie ihr Verbrechen mit dem Leben bezahlen werden.

Und wir hoffen, daß die Todesstrafe in einem solchen Falle nicht mehr durch Erschießen vollzogen werden wird, denn das Erschießen ist die Todesstrafe für den Tapfern, für den Soldaten, den die strenge Disciplin zum Tode verurtheilt hat, nur, weil er in einem Augenblicke zorniger Aufregung die Hand gegen seinen Vorgesetzten erhoben hat; nein derlei Verbrecher müssen die Todesstrafe erleiden, die allein dem feigen Meuchelmörder gebührt, den schimpflichen Tod an dem Galgen. So ist es der Brauch in den Ländern, die an der Spitze der Civilisation einherschreiten, so soll es auch in dem unseren sein, das sich bemüht in die Fußstapfen derselben zu treten

Gezeichnet

A. Monfleury.

II.

Strafgerichtshof von Port-au-Prince.

Zauberei und Mord begleitet von vorhergehender körperlicher Peinigung, begangen an einem jungen Mädchen.

Sitzung vom 4. Februar unter dem Vorsitze des Alterspräsidenten M. Lallemand.

Um zehn Uhr Morgens versammelt sich der Gerichtshof, das Local kann kaum die Menge der Bürger fassen, die den Verhandlungen beiwohnen wollen. Man bemerkt unter den Personen von Auszeichnung die Herren Bevoll-

mächtigten von Frankreich, von England, von Spanien und von den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Gegenüber von dem Präsidenten befindet sich ein mit einem rothen Tuche bedeckter Tisch, auf welchem man irdene Gefäße, einen Menschenschädel, Haare, ein Messer, ein blutgetränktes Sacktuch, Pfeilsteine und andere Gegenstände bemerkt, welche in der Wohnung der Angeklagten mit Beschlag belegt wurden.

Auf die Frage des Präsidenten erklären die Angeklagten sich zu nennen:

Die erste: Jeanne Pellé kennt ihr Alter nicht, Ackerbäuerin, geboren und wohnhaft zu Port-au-Prince.

Der zweite: Floréal Apollo, kennt sein Alter nicht, Ackerbauer, geboren und wohnhaft zu Bizoton.

Der dritte: Pierre André, genannt Congo Pellé, kennt sein Alter nicht, Ackerbauer, geboren und wohnhaft zu Bizoton.

Der vierte: Guerrier François, kennt sein Alter nicht, Ackerbauer, geboren am Cap von Haiti, wohnhaft zu Bizoton.

Der fünfte: Julien Nicolas, kennt sein Alter nicht, Ackerbauer, geboren und wohnhaft zu Bizoton.

Die sechste: Nerëine François, kennt ihr Alter nicht, Wäscherin, geboren zu Leogano, wohnhaft zu Bizoton.

Die siebente: Roséide Suméra, dreißig Jahre alt, Wäscherin, geboren in Grand-Goave, wohnhaft in Bizoton,

und die achte: Beyard Prospère, kennt ihr Alter nicht, Wäscherin, geboren und wohnhaft in Bizoton.

Die Herren Lespinasse, Otten, M. Duplan und

Laferrière sind vom Gerichte aus den Angeklagten als Vertheidiger beigegeben.

Die Interessen der Civilpartei sind dem Herrn J. A. Lavaud anvertraut.

Nachdem Herr M. Lallemand die Angeklagten ermahnt hatte, aufmerksam auf das zu sein, was sie hören werden, befahl er dem Schriftführer den Anklagebeschluß und die Anklageschrift vorzulesen.

Dieses letztere Schriftstück lautet wie folgt:

Anklageschrift.

Der Staatsanwalt bei dem Gerichtshofe dieser Competenz constatirt, daß laut eines von der Rathskammer des Civiltribunals von Port-an-Prince am 19. Jänner d. J. erlassenen Befehles erklärt wurde, es seien in Anklagestand zu versetzen: Jeanne Pellé, Floréal Apollo, Guerrier François, Congo Pellé, Julien Nicolas, Nerëine François, Roséide Suméra und Beyard Prospère wegen Zauberei und Meuchelmord, verübt an der verstorbenen Claircine, und daß die genannten Angeklagten vor das Criminaltribunal von Port-au-Prince gewiesen wurden, um von demselben gerichtet zu werden.

Der Staatsanwalt erklärt, daß, nachdem er in Ausführung des oben erwähnten Befehles die Procedur neuerdings geprüft habe, aus dieser Prüfung sich Folgendes ergebe:

Gegen Mitte des verflossenen Monats December wandte sich der Angeklagte Congo Pellé, um seine elende Lage zu verbessern, mit Bitten an den Gott Vaudou, welcher ihm, seiner Aussage zu Folge, ein Menschenopfer an-

befahl; der blöde und boshafte Congo theilte dies seiner Schwester Jeanne Pellé mit, welche ihrerseits ebenfalls glaubt, daß sie mit höllischen Geistern in Verbindung stehe.

Claircine, die kaum sieben oder acht Jahre alte Tochter der unverheiratheten Claire, wohnte bei Jeanne ihrer Tante, sie wurde von ihrem Onkel und ihrer Tante zum Opfer ausersehen.

Sonntag den 27. December stand Jeanne, welche in Bizoton wohnt, um zwei Uhr Morgens auf, und machte sich bereit in die Stadt hinabzugehen, sie führte ihre unschuldige Nichte zu Congo, mit dem sie über Alles sich verständigte.

Das Kind sollte während ihrer Abwesenheit, die nur einige Stunden dauern sollte, entführt werden.

Bevor sie also in die Stadt ging, begab sich die verrätherische Jeanne zu ihrer Schwester Claire, um sie aufzufordern, ebenfalls mit ihr nach Port-au-Prince zu gehen, ohne Zweifel um die Entführung Claircinens zu erleichtern.

Die arme Mutter, welche nichts ahnte, machte geltend, daß es noch zu zeitig sei, und daß sie erst bei Tage in die Stadt gehen wolle; nichts desto weniger begab sie sich mit Jeanne zu dieser, um einige Habseligkeiten zu holen, welche sie Tags zuvor dort gelassen hatte; auf dem Wege sah sie Claircine mit Congo — das Lamm mit dem Wolfe — vor der Hütte des letzteren kauern, sie nahm sich im Geiste vor, daß sie das Kind auf dem Rückwege abholen wolle, um es bei sich schlafen zu lassen, und begab sich zu Jeanne, welche ihr in der That die betreffenden Habseligkeiten auslieferte. Aber bei ihrer Rückkehr war das Kind nicht mehr vor der Thüre.

Sie rief und Congo antwortete: Claircine schlafe drinnen.

Was für Gründe konnte die Mutter haben, um ihr Kind besorgt zu sein, es war bei seinem Onkel; sie ging weiter.

Gegen sechs Uhr Morgens, als sie einige nasse Wäsche an der Sonne trocknete, sah Claire ihr Kind wieder, welches sich diesmal an einem von Congo angezündeten Feuer wärmte, sie hörte wie letzterer zu Claircine sagte, sie möge zu Julien gehen. Claire ahnte nichts und ging nach Port-au-Prince, wie sie es sich vorgenommen hatte.

Die unglückliche Claircine ging also auf Befehl ihres Onkels fort, und kam kurze Zeit darauf zurück, um Congo zu sagen, daß sie sich auf dem Wege verirrt habe, gleichsam als ahne sie schon ihr unseliges Geschick.

Aber der blutgierige Congo, welcher sein Verbrechen mit der seiner würdigen Jeanne ausgesonnen hatte, wußte, daß die Angeklagten Floréal, Guerrier und Beyard bei Julien versammelt sind, um ihre Beute zu erwarten. Er geht diesmal selbst mit Claircine fort, führt sie zu Julien und liefert sie den Ungeheuern aus, welche sie knebeln und binden. Von da wird das lebende Opfer zu Floréal gebracht, wo es gebunden bleibt, und an einem geheimnißvollen Orte, den die Anhänger der Secte des Vaudou gewöhnlich Humfort nennen, bewahrt wird.

Das Weib Floréal's, die Angeklagte Nerëine, sah, als sie Abends vom Flusse zurückkehrte, das Kind so gebunden bei ihrem Manne, der sie seinerseits ins Vertrauen zog.

Claircine blieb so vier Tage eingeschlossen.

Während dieser Zeit stellte sich Congo und Jeanne, um allen Verdacht von sich abzulenken und die Gerechtigkeit auf eine falsche Fährte zu bringen, als suchten sie das Kind, welches sich ihrer Aussage nach auf dem Wege zu Julien verirrt hat. Welche Schlauheit!

Das ganze Viertel von Bizoton wurde von dem Verschwinden Claircinens in Kenntniß gesetzt. Um ihre Mutter zu beruhigen, behauptete die treulose Jeanne, daß sie einen Papa Namens Digo um Rath gefragt habe, und daß dieser ihr Hoffnung gemacht habe, daß Claircine, obgleich von einem bösen Geiste entführt, doch eines Tages ihren Angehörigen zurückgegeben werden dürfte.

Da die Elenden glaubten, durch diese grobe List die allgemeine Wachsamkeit eingeschläfert zu haben, da sie besonders auf den Einfluß der Magie zählten, so beschlossen sie das Opfer zu vollziehen; diese Männer und Weiber wollen das arme kleine Mädchen erwürgen, welches unter seinen Mördern seinen Onkel und seine Tante sehen wird.

Die Angeklagten: Floréal, Jeanne, Congo, Guerrier, Nereïne, Roséïde, Julien und Beyard sind Anhänger der lächerlichen Secte der Vaudoux, Leute ohne Namen, ohne Gewerbe, unwissend und besonders boshaft, die glauben, daß ohne ihr Verdienst, ohne irgend eine Arbeit ihnen die Manna vom Himmel herabfallen solle, sie beneiden Andere um ihr Vermögen und sind auf dieselben eifersüchtig.

Die Cannibalen, da man sie endlich doch bei ihrem wahren Namen nennen muß, machen sich nun an's Werk. Mittwoch den 30. December um zehn Uhr Abends begiebt sich die Angeklagte Jeanne, dieses schreckliche Weib, diese Megäre zu ihrem Mitschuldigen Floréal, wo sie die Ange-

klagten, Congo, Guerrier, Beyard, Julien und Neröine versammelt findet; das Kind wurde von Congo ergriffen und zu Jeanne getragen, wo sich die Angeklagte Roséide befand, die zu der Ceremonie eingeladen war, und sich auf einen Tisch stützte.

Hier wurde ein schreckliches Verbrechen, ganz ohne Beispiel, ein Verbrechen, vor welchem selbst Wölfe zurückschaudern würden, ein ganz wildes Verbrechen begangen.

Jeanne erwürgte das arme Kind, indem sie ihm die Hände um den Hals preßte, während Floréal ihm die Hüften zusammendrückte und Guerrier es bei den Füßen hielt. Das Kind starb unter schrecklichen Krämpfen, die Leiche wurde auf die Erde gelegt.

Jeanne reicht Floréal ein Messer, welcher mit demselben der Leiche den Kopf abhaut, dann zerstückelt derselbe Floréal den noch warmen Körper und nun fallen Jeanne, Floréal, Guerrier, Congo, Neröine, Roséide, Julien und Beyard wie eine Meute wilder Hunde, die über ein Stück verfaultes Fleisch herstürzen, und sich um die größten Stücke desselben raufen, über die Ueberreste der armen Verwandten her und verzehren dieselben; nach diesem gräßlichen Male gehen dieselben mit dem blutenden Kopfe des jungen Mädchens zu Floréal, wo derselbe mit Yamswurzel gesotten wird.

Neröine aß davon und bekam Erbrechen; Roséide aß davon und bekam eine Indigestion.

Der Kopf wird auf eine Art Altar gelegt, Jeanne nimmt eine Glocke, läutet und befiehlt eine Procession um diesen Kopf. Die Cannibalen stimmen trunken von Blut einen geheimnißvollen Gesang an; nachdem diese Ceremonie

beendigt ist, wurden die Haut und die Eingeweide der ermordeten Claircine in der Nähe der Wohnung Floréal's verscharrt.

Ihr Blut und ihre pulverisirten Gebeine wurden in irdene Gefäße gesammelt und sorgfältig aufbewahrt.

Nachdem sie so gespeist hatten, trennten sich die fröhlichen Gäste, die Hände noch geröthet von diesem unschuldigen Blute, von diesem Blute, welches Gott Abraham nicht gestattete auf einem heiligen Scheiterhaufen zu vergießen, die Gäste trennten sich vergnügt und gaben sich ein Rendezvous für den heiligen Dreikönigstag, wo ein zweites junges Mädchen Namens Losama geopfert werden sollte, welches bei Floréal versteckt gefunden wurde, und welches Nereïne auf der Heerstraße, welche nach Leogano führt, gestohlen hatte.

In Folge davon werden 1.: Jeanne Pellé, Alter unbekannt, Wäscherin von Gewerbe, in Port-au-Prince geboren und in Bizoton wohnhaft, 2. Floréal Apollo, Alter unbekannt, Ackerbauer, in Leogano geboren und in Bizoton wohnhaft, 3. Guerrier François, Alter unbekannt, Ackerbauer auf dem Cap von Haiti geboren und in Bizoton wohnhaft, 4. Congo Pellé, Alter unbekannt, geboren und wohnhaft zu Bizoton, 5. Julien Nicolas, Alter unbekannt, geboren und wohnhaft zu Bizoton, 6. Nereïne François, Alter unbekannt, Wäscherin, geboren auf der Besitzung Macomme in der Gemeinde von Leogano und wohnhaft in Bizoton, 7. Roseïde Suméra, 32 Jahre alt, Wäscherin, geboren in Grand-Goave und wohnhaft zu Bizoton und 8. Beyard Prospère, Alter unbekannt, Wäscherin, geboren und wohnhaft in Bizoton, der Zauberei und des Mordes

mit Vorbedacht und Hinterhalt in Begleitung vorhergehender körperlicher Peinigung, verübt an der Person der verstorbenen Claircine, angeklagt, ein Verbrechen, welches laut der Artikeln 240, 241, 242, 243, 247, 248, 249 und 405 des Strafgesetzes vorhergesehen und zu bestrafen ist.

Nach dieser Vorlesung sagte der Präsident sich zu den Angeklagten wendend, zu denselben: Das ist das Verbrechen, dessen Ihr angeklagt seid. Ihr werdet die Aussagen hören, die gegen Euch gemacht werden werden. Der Regierungscommissär hat das Wort.

Herr Camille Nau steht auf und spricht ungefähr folgende Worte:

„Herren vom Gerichtshofe, Herren von der Jury.“

„Das Gesetz legt dem Staatsanwalte die Pflicht auf, in dieser Phase der Sitzung Ihnen neuerdings die Thatsachen dieses Processes, in welche Sie schon durch die Vorlesung des Anklageactes eingeweiht wurden, zu erzählen. Um dieser gesetzlichen Vorschrift zu genügen, werde ich Ihnen neuerdings die schrecklichen Thatsachen vorführen, welche das scheußliche Verbrechen bilden, dessentwegen die acht Angeklagten heute vor Ihnen erscheinen. Ich werde dieser Erzählung jene Ruhe, jene Mäßigung und jene strenge Unparteilichkeit zu verleihen suchen, welche den Mann des Gesetzes auszeichnen sollen. Der Augenblick bewegter Debatten ist noch nicht gekommen.“

„Die öffentliche Böswilligkeit, welche immer bereit ist, die Geheimnisse einer Voruntersuchung zu erlauschen um sie zu entstellen, hat sich auch dieser Angelegenheit bemächtigt.“

„So geschah es, daß achtungswürdige Namen mit

denen der Schuldigen in Verbindung gebracht wurden, so geschah es, daß man die Mutter beschuldigte, ihr Kind freiwillig den Meuchelmördern ausgeliefert zu haben. Ich fühle meine Herren die Nothwendigkeit, gegen diese seltsamen Zumuthungen Verwahrung einzulegen. Zur Ehre unserer Gesellschaft, als deren Vertreter Sie hier sitzen, sei es gesagt, nichts Aehnliches hat Statt gefunden. Der Tag der Gerechtigkeit, der Wahrheit ist gekommen, der Schleier ist gelüftet und die einzig Schuldigen an diesem Verbrechen stehen hier."

„Wenn ich Ihnen während dieser Erzählung bewegt erscheine, wenn ich diese Aufregung auch Ihnen mittheilen sollte, so schreiben Sie dies keiner anderen Ursache, als dem Gegenstande dieses Processes selbst zu. Die Umstände dieses Verbrechens sind außergewöhnlich entsetzenerregend. Hier sind sie in ihrer ganzen Nacktheit und so wie sie die Untersuchung aus dem Munde der vorzüglichsten Angeklagten selbst hat."

Nachdem er so gesprochen hat, stellte der erste Staatsanwalt die Thatsachen des Processes so hin, wie sie in der Anklageschrift enthalten waren, und dann stellt dieser Beamte den Antrag auf Vernehmung der Belastungszeugen.

Cherpitre Nicolas sagt aus, daß Floréal Apollo, der in der Umgebung von Bizoton für einen Papa (Zauberer) gilt, ihm gegen sechszehn Münzstücken einen Zauberspruch (mangé ramassa) gesprochen habe. Das ist Alles, was er von dieser Angelegenheit weiß. Diese Aussage wird durch das bei dem Verhöre abgelegte Geständniß Floréal Apollo's bestätigt.

Digo Sylvie erzählt, daß in den letzten Tagen des

verflossenen Monats December die Angeklagten Julien und Jeanne zu ihm gekommen seien, um ihn über das Verschwinden Claircinens zu Rathe zu ziehen, und daß er ihnen geantwortet habe, man müsse in der Kirche, auf dem Kirchhofe und auf dem Calvarienberge Wachskerzen anzünden und dann würde mit Gottes Hülfe das Kind wieder gefunden werden.

Der Präsident. In welcher Eigenschaft haben Sie diesen Rath ertheilt?

Der Zeuge. Das weiß ich nicht.

Der Staatsanwalt. Wer sind Sie denn?

Der Zeuge. Ich weiß es nicht.

Der Präsident. Angeklagter Julien warum habt Ihr den Zeugen zu Rathe gezogen? Wie konnte er etwas über das Verschwinden des Kindes wissen?

Angeklagter Julien. Er ist ein Papa (Verneinung von Seite des Zeugen).

Der Staatsanwalt. Jeanne warum seid Ihr zu dem Zeugen Digo gegangen?

Die Angeklagte. Ich wollte ihm meine Schmerzen mittheilen und sehen, ob er nicht im Stande sei, mich zu unterstützen um Claircine wiederzufinden.

Der Staatsanwalt. Aber das war ja eine niederträchtige Comödie, welche Ihr da aufführtet, da Niemand genauer als Ihr wissen konntet, daß Claircine gebunden und bei Floréal verborgen war.

Die Angeklagte. Ja.

Der Staatsanwalt. Was sollte also dann dieser Euer Schritt bedeuten?

Die Angeklagte antwortet nicht.

Der Staatsanwalt. Angeklagte Jeanne habt Ihr dem Zeugen die Sache mit Claircine anvertraut? Wußte er, daß das Kind getödtet werden solle?

Die Angeklagte. Nein.

Die Zeugin Rosela Sanon weiß, daß Floréal Apollo einer der hervorragendsten Papa (papa loi) ist.

Meister Petit-Breuil ist der Mann der Angeklagten Jeanne, er weiß nichts von dem Morde, er war während der letzten Hälfte des Decembers in der Stadt.

Kraft seiner discretionären Gewalt läßt der Präsident des Criminalgerichtshofes die junge Losama verhören.

Sie erzählt, daß, als sie sich auf dem Wege, der nach Leogano führt, verirrt hatte, sie zu den Angeklagten Floréal und Nerëine kam; sie sah Claircine gebunden und versteckt in diesem Hause. Sie war es, die, zugleich mit Nerëine ihr zu essen und zu trinken gab. Sie hat alle Angeklagten in der Nacht zum 30. December bei Floréal versammelt gesehen; sie hat Jeanne eine Ceremonie leiten gesehen, welche sie nicht begriff; die Angeklagten sind singend im Hause umhergezogen.

Die Aussage dieses jungen Mädchens bringt eine große Aufregung hervor. Die Angeklagten scheinen bestürzt und verwirrt.

In Anbetracht der vorgerückten Stunde wird die Sitzung auf morgen vertagt. Die Angeklagten werden in ihr Gefängniß zurückgeführt.

. . . .

. . . .

. . . .

Um zehn Uhr Morgens wurde die Verhandlung wieder aufgenommen.

Die Angeklagten werden hereingeführt und nehmen ihre Plätze wie am vorigen Tage wieder ein.

Der Präsident befiehlt den Gerichtsdiener den Angeklagten die Gegenstände, welche als Beweisstücke dienen, vorzulegen. Sie erkennen dieselben an.

Der Präsident. Angeklagte, erkennt Ihr diesen Kopf?

Die Angeklagten (einer nach dem andern). Ja, Richter! es ist der Kopf Claircinens.

Der Staatsanwalt. Angeklagte Neröine, erzählt uns die Umstände des Verbrechens.

Die Angeklagte. Am Sonntag, dem Tage des Verschwindens Claircinens, befand ich mich am Flusse und wusch. Als ich Abends nach Hause kam, fand ich das Kind mit gebundenen Händen in dem Humfort meines Mannes Floréal. Ich fragte ihn, was er mit diesem Kinde beginnen wolle, und er antwortete mir, daß er, Jeanne, Congo, Julien, Guerrier und Beyard es hier aufbewahrten, um es ihren Gesetzen zum Opfer zu bringen. Mittwoch gegen zehn Uhr Abends kamen Julien, Guerrier und Jeanne zu Floréal und alle vier nahmen Claircine und trugen sie zu Jeanne. Auf dem Wege dahin gingen sie bei der Wohnung des Frl. Beyard vorbei, welche sich ihnen ebenfalls anschloß.

Bei Jeanne angekommen, wurde Claircine von ihrer Tante, Floréal und Guerrier in Gegenwart von Julien, von Roséide und Fräulein Beyard geopfert. Fräulein Jeanne reichte Floréal ein Messer, mit welchem derselbe

Claircinen den Kopf abschnitt. Fräulein Jeanne vertheilte das Fleisch unter alle Anwesenden. Floréal trug den Kopf nach Hause, wo derselbe mit französischen Yamswurzeln gesotten wurde. Mein Mann zwang mich, von diesem Fleische zu essen, was mir Erbrechen verursachte. Die Knochen Claircinens wurden verbrannt und die Asche mit ihrem Blute vermischt, in einem irdenen Gefäße gesammelt.

Der Staatsanwalt. Jeanne, ist das, was die Angeklagte Nerëine so eben gesagt hat, die Wahrheit?

Ja!

Angeklagter Floréal, wer hat Euch gesagt den Kopf Claircinens abzuschneiden?

Fräulein Jeanne.

Warum habt Ihr diesen Kopf abgeschnitten.

Ich weiß es nicht.

Uebte Jeanne irgend einen Einfluß auf Euch aus?

Ja!

Wie so?

Sie hat mir gesagt: schneide und ich habe geschnitten.

Wenn man Euch auffordern würde zu stehlen, würdet Ihr es thun?

Nein.

Nun also, erklärt Euch!

Der Angeklagte schweigt.

Jeanne, war der Tod dieses Kindes in den Anforderungen des Vaudou unabweislich begründet?

Nein.

Verlangt Euer Gott Vaudou gewöhnlich Menschenopfer?

Nein.

Nun also, warum habt Ihr denn dieses Kind getödtet und von seinem Fleische gegessen?

Jeanne. Ich weiß es nicht.

Aber Ihr habt doch Claircine erwürgt?

Ja, aber Congo hat es befohlen.

Congo, warum habt Ihr dieses Kind tödten lassen?

Congo. Richter, das ist nicht wahr. Ich habe Claircine zu Julien geschickt um ihn zu rufen, damit er meine Frau, die krank war, heile, und seitdem habe ich das Kind nicht wieder gesehen.

Der Staatsanwalt. Angeklagter Julien, wohnt Ihr weit von Congo?

Nein, ganz nahe.

Kann sich ein Kind verirren, wenn es von Euch zu Congo geht?

Nein, denn von Congo's Wohnung aus sieht man ganz gut mein Haus, und alle Tage sprechen Leute, die bei mir sind, mit Leuten bei Congo, ohne sich vom Flecke zu rühren.

Angeklagter Congo, Ihr belügt den Gerichtshof, indem Ihr behauptet, daß Claircine sich verirrt habe, während alle Eure Mitschuldigen eingestehen, daß sie getödtet wurde.

Der Angeklagte. Das weiß ich nicht.

Roséide, hat Congo nicht der Opferung Claircinens beigewohnt?

Ja. Er trug sie von Floréal in das Haus Jeanne's, wo sie geopfert wurde.

Congo, was könnt Ihr darauf erwiedern?

Congo. Daß es eine schändliche Lüge ist.

Angeklagte Jeanne, Euer Bruder läugnet alle Theilnahme an dem Verbrechen.

Er lügt.

Hat er von dem Fleische Claircinens gegessen?

Ja! ich habe ihm selbst davon gegeben.

Der Staatsanwalt. Angeklagte Roséide steht auf, und erzählt die Umstände, die dem Verbrechen vorausgegangen sind und dasselbe begleitet haben, und Euer Geständniß wird, wenn es aufrichtig ist, die Gerechtigkeit zu Euren Gunsten stimmen.

Die Angeklagte. Freitag Morgens war ich zu Hause, Congo kam zu mir, um mich aufzufordern, zu ihm zu gehen und seiner Frau eine Arznei zu bereiten. Ich ging mit ihm und bereitete die Arznei. Am folgenden Samstag kam er wieder, um mich zu bitten, dieselbe Arznei zu bereiten.

Am folgenden Mittwoch um acht Uhr Morgens, ließ Fräulein Jeanne mich rufen, um etwas bei ihr anzusehen. Ich ging zu ihr, sie gab mir einen Stuhl und dann theilte sie mir mit, daß sie ein kleines Opfer bringen wolle. Um zehn Uhr Abends sah ich Floréal, Guerrier, Beyard, Neréine, Congo mit dem Kinde kommen, welches von Fräulein Jeanne erwürgt wurde, während Floréal ihm die Hüften zusammenpreßte. Fräulein Jeanne reichte Floréal ein Messer, welcher den Kopf Claircinens abschnitt; dann wurde der Rumpf auf die Erde gelegt und von Floréal zerstückt. Fräulein Jeanne gab mir meinen Theil in einer Schale; ich aß davon, und es verursachte mir Ueblichkeiten im Magen.

Der Staatsanwalt. Was hat man mit der Haut des Kindes gemacht?

Roséide. Sie wurde in der Nähe von Floréal's Hause verscharrt.

Und die Knochen des Opfers?

Floréal hatte sie verbrannt und die Asche in einem irdenen Gefäße aufbewahrt.

Was hat man mit den Haaren gemacht?

Die wurden im Humfort Floréal's aufbewahrt?

Erzählt, was für geheime Ceremonien mit dem Kopfe Claircinens vorgenommen wurden?

Floréal trug den Kopf in seine Wohnung, wohin sich alle Theilnehmer begaben. Dieser Kopf wurde auf einen Altar gestellt; Jeanne nahm eine Glocke, läutete, und die Procession begann.

Ist dies das einzige Verbrechen dieser Art, welches Eures Wissens begangen wurde.

Ja.

Der Präsident. Angeklagte Beyard, habt Ihr auch von dem Fleische Claircinens gegessen?

Die Angeklagte. Mein Mann gab mir davon.

Und Ihr, Neréine?

Ja, Richter, Floréal gab mir davon mit Congo-Erbsen.

Der Staatsanwalt. Angeklagte Jeanne, wohnte Claircine schon lange bei Euch?

Jeanne. Seit lange, ich habe sie erzogen.

Der Staatsanwalt, Ihr liebtet sie also sehr.

Wie ihre eigene Mutter.

Und wie konntet Ihr sie denn so grausam tödten.

Ich weiß es nicht.

Wie, Ihr wißt es nicht, daß Claircine getödtet wurde?

Die Angeklagte schweigt.

Wem gehört dieses mit Blut befleckte Sacktuch?

Die Angeklagte Jeanne. Es ist das Sacktuch Claircinens.

Wer hat es Ihr gegeben?

Ich.

Wie so ist es mit Blut befleckt?

Es ist das Blut Claircinens.

Der Präsident. Die allgemeine Verhandlung ist eröffnet, der Advocat der Civilpartei hat das Wort.

Herr Lavaud steht auf und behauptet mit Wärme, daß alle Angeklagten des Verbrechens, dessen sie beschuldigt werden, schuldig sind. Er verlangt von der Jury ein bejahendes Verdict auf alle Fragen, welche derselben von dem Präsidenten des Gerichtshofes werden vorgelegt werden.

Nach Herrn Lavaud nimmt der Regierungscommissär das Wort. Nachdem dieser Beamte den Zustand unserer Gesellschaft geprüft und die Sanftmuth und Milde unserer Sitten, die von allen Reisenden, welche unser Land besuchen, anerkannt werden, hervorgehoben hat, wendet er sich zu den Thatsachen des vorliegenden Falles.

Er stellt fest, daß fast alle Angeklagten rückfällige Verbrecher seien; er behauptet, daß der Vaudou-Cultus, wie er leider nur zu unglücklicher Weise bei uns ausgeübt werde, keine Menschenopfer verlange. Herr Camille Nau entwickelt die Anklage gegen die acht Angeklagten — dieser

Beamte hat die Ueberzeugung von der Schuld derselben, und giebt sich der Hoffnung hin, daß die Jury die Thatsachen für constatirt und die Angeklagten für schuldig werde.

Unmittelbar darauf beginnen die Herren Duplan, Laferrière, Lespinasse und Otten die Vertheidigung.

Die Vertheidiger bestreiten die Thatsachen des Falles nicht, und stellen nicht in Abrede, daß den Angeklagten diese Thatsachen zur Last fallen, aber sie machen mildernde Umstände für dieselben geltend.

Der Staatsanwalt bekämpft dieses System und behauptet, daß die Thatsachen, welche von der Vertheidigung vorgebracht wurden, um die Schuld der Angeklagten zu mildern, gerade geeignet seien, dieselbe zu erschweren. Dieser Beamte schöpft den Beweis dafür aus dem Artikel 405 des Strafgesetzbuches, welche die Ausübung des Vaudou-Cultus mit Strafe bedroht.

Die Herren Laferrière und Lespinasse antworten dem Staatsanwalte; sie finden, daß die Angeklagten Roséide und Beyard weniger schuldig seien als die anderen.

Nach der Schlußrede des Herrn Camille Nau wandte sich der Präsident zu den Angeklagten und deren Advocaten und sagt ihnen: Habt Ihr der Vertheidigung nichts mehr hinzuzufügen? Dann fuhr er nach einer kurzen Pause fort: Niemand verlangt mehr das Wort, ich erkläre die Verhandlung für geschlossen.

Herr Lallemand wendet sich nun an die Geschworenen und giebt ihnen ein Resumé der ganzen Sache, die Mittel der Anklage und der Vertheidigung, er erinnert sie an die Pflichten, welche sie zu erfüllen haben, und läßt die Fragen

vorlesen, welche sich aus den Verhandlungen und aus der Anklageschrift ergeben, dann erinnert der Präsident, in Gemäßheit des Artikel 274 des Gesetzbuches über Strafverfahren, die Jury daran, daß, wenn die Majorität derselben der Ansicht sei, daß zu Gunsten eines oder mehrerer der schuldig befundenen Angeklagten mildernde Umstände vorhanden seien, sie unter das Verdict die folgende Erklärung setzen müsse: die Majorität erkennt mildernde Umstände zu Gunsten dieses oder jenes Angeklagten an.

Herr Laferrière fordert den Präsidenten auf, die Frage der mildernden Umstände zu stellen.

Der Staatsanwalt widersetzt sich dem. Das Gesetz erlaubt dem Präsidenten nicht, diese Frage zu stellen. Sie verpflichtet ihn nur, die Jury zu erinnern, daß sie die Macht habe, anzuerkennen und zu erklären, daß mildernde Umstände vorhanden seien.

Das Gericht beschließt über diesen Zwischenfall, daß diese Frage nicht zu stellen sei.

Die Jury begiebt sich in das Berathungszimmer und kehrt aus demselben nach drei Viertelstunden mit folgendem Verdict zurück.

Verdict der Jury.

Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und den Menschen, die Erklärung der heutigen Jury ist folgende:

Auf die erste Frage: Sind die Verbrechen des Meuchelmordes und der Zauberei, begangen an der Person der minderjährigen Claircine, erwiesen? Antwort: Ja!

Auf die zweite Frage: Sind die Angeklagten: 1. Jeanne

Pellé, 2. Floréal Apollo, 3. Congo Pellé, 4. Guerrier François, 5. Julien Nicolas, 6. Nerëine François, 7. Roséide Suméra und 8. Beyard Prospère dieser Verbrechen schuldig? Antwort: Ja!

Auf die dritte Frage: War der Mord von vorausgehender körperlicher Peinigung begleitet? Antwort: Ja!

Port-au-Prince, am 5. Februar 1864.

Gezeichnet: T. Mirambeau, L. Guillhoux, P. Dubois, L'herissé Eduard, A. André, A. Mary, R. Mary, Tras, Trouillot, T. Dujour, P. Lafontant, J. M. Torpha.

Der Präsident der Jury
Gezeichnet: T. Duplessis.

Nach dieser Erklärung und in Gegenwart der Angeklagten hält der Staatsanwalt sein Requisitorium, um die Anwendung der Todesstrafe gegen die für schuldig erkannten Angeklagten nach dem Wortlaute der Artikel 240, 241, 242, 243, 247, 248, 249 und 405 des Strafgesetzbuches zu verlangen.

Nach diesem Requisitorium wandte sich der Präsident zu den Angeklagten und sagte zu ihnen: Die Jury hat Euch der Zauberei und des Mordes, begangen an Claircine schuldig gesprochen, der Staatsanwalt verlangt die Anwendung der Todesstrafe gegen Euch. Was habt Ihr zu Euer Vertheidigung zu sagen.

Die Angeklagten antworteten nicht; das Gericht befiehlt die Aufbewahrung der Beweisstücke und fällt nach einer Berathung von einer Stunde folgendes Urtheil:

Im Namen der Republik:

Der Criminal-Gerichtshof, der seinen Sitz zu Port-au-Prince hat, hat, im Justizpalaste competent versammelt, in öffentlicher Sitzung folgendes Urtheil gefällt:

In Anbetracht 1. des Befehls, welcher die Angeklagten 1. Jeanne Pellé, 2. Floréal Apollo, 3. Congo Pellé, 4. Guerrier François, 5. Julien Nicolas, 6. Nerëine François, 7. Roséide Sumera und 8. Beyard Prospère, die der Zauberei und des Mordes, begangen an der Person Claircines beschuldigt sind, vor das Criminalgericht dieses Bezirkes verwies, in welchem Befehl auch von der Rathskammer desselben Bezirkes am letzten 9. Jänner erflossenen Verhaftbefehl gegen die genannten Angeklagten eingeschaltet ist.

2. Der Anklageschrift, welche der Bürger Camille Nau, Regierungscommissär bei diesem Gerichtshofe, in Ausführung desselben Befehles verfaßt hat, und nachdem Alles gebührender Maßen den Angeklagten mitgetheilt wurde.

3. Verschiedener anderer Theile der Procedur.

4. Der Erklärung der Jury vom heutigem Tage, welche dahin lautet, daß die genannten Angeklagten des Verbrechens der Zauberei und des Meuchelmordes mit Vorbedacht und Hinterhalt und in Begleitung vorhergehender körperlicher Peinigung schuldig sind.

Nach Anhörung des Herrn Camille Nau, Regierungscommissärs in seinem geschriebenen Requisitorium um Anwendung der Strafe.

Nach Anhörung ebenfalls der genannten Angeklagten in ihren Vertheidigungsmitteln, die sowohl von ihnen selbst

als von ihren Rathgebern den Herren Otten, Laferrière, Lespinasse und W. Duplan vorgebracht wurden.

Nach Anhörung endlich des Herrn J. A. Lavaud, welcher die Dame Claire, die Mutter des Opfers als Civilparkei vertrat.

In Anbetracht, daß durch die bejahende Erklärung der Jury vom heutigen Tage die genannten Angeklagten der Zauberei und des Meuchelmordes mit Vorbedacht und Hinterhalt, begleitet von vorhergehender körperlicher Peinigung, begangen an der Person Claircinens, für schuldig erkannt und erklärt wurden.

In Anbetracht, daß diese als feststehend erklärten Thatsachen ein in den Artikeln 240, 241, 242, 243, 247, 248, 249 und 405 vorhergesehenes und mit Strafe belegtes Verbrechen bilden, welche Artikel folgendermaßen lauten:

Art. 240. Die absichtlich begangene Tödtung eines Menschen wird als Mord bezeichnet.

Art. 241. Jeder mit Vorbedacht oder Hinterhalt begangene Mord wird als Meuchelmord bezeichnet.

Art. 242. Der Vorbedacht besteht in dem vor der That gefaßten Entschlusse, sich an der Person eines bestimmten Individuums oder selbst an der eines solchen, das man findet oder begegnet, wenn dieser Entschluß von irgend einem Umstande oder einer Bedingung abhängig ist, zu vergreifen.

Art. 243. Der Hinterhalt besteht darin, wenn man auf Jemanden längere oder kürzere Zeit an einem oder mehreren Orten wartet, sei es, um ihm den Tod zu geben oder um Acte der Gewaltthätigkeiten gegen ihn auszuüben.

Art. 247. Jeder des Meuchelmordes, des Elternmordes, des Kindesmordes oder der Vergiftung Schuldige, wird mit dem Tode bestraft.

Art. 248. Alle Verbrecher, was auch immer ihre Bezeichnung sei, welche zur Ausübung ihrer Verbrechen körperliche Peinigung oder Acte der Grausamkeit begehen, werden als Meuchelmörder gestraft werden.

Art. 249. Der Mord zieht die Strafe des Todes nach sich, wenn ihm ein anderes Verbrechen oder Vergehen vorhergeht, nachfolgt oder ihn begleitet.

Art. 405. Alle Zauberer, Hexenmeister, Wahrsager, Looswerfer, Papas, Vaudoux, und andere Betrüger dieser Art, werden mit Kerker von einem Monat bis zu sechs Monaten und mit einer Geldstrafe von sechszehn bis fünfundzwanzig Gourdes bestraft, abgesehen von den härteren Strafen, welche sie für die Vergehen oder Verbrechen treffen können, welche sie begangen haben, um ihre Zauberkünste vorzubereiten oder auszuführen,

und welche Artikel laut von dem Präsidenten vorgelesen wurden.

Aus allen diesen Gründen verurtheilt der Gerichtshof nach reiflicher Erwägung die genannten: 1. Jeanne Pellé, Alter unbekannt, Bäuerin, geboren und wohnhaft in Port-au-Prince; 2. Floréal Apollo, Alter unbekannt, Ackerbauer, geboren in Leogano, wohnhaft in Bizoton, Gemeinde von Port-au-Prince; 3. Pierre André, genannt Congo Pellé, Alter unbekannt, Ackerbauer, geboren und wohnhaft zu Bizoton, Gemeinde von Port-au-Prince; 4. Guerrier, François, Alter unbekannt, Ackerbauer, geboren auf dem Cap von Haiti, wohnhaft zu Bizoton, Ge-

meinde von Port-au-Prince; 5. Julien Nicolas, Alter unbekannt, Ackerbauer, geboren und wohnhaft zu Bizoton in derselben Gemeinde; 6. Nerëine François, Alter unbekannt, Wäscherin, geboren zu Leogano, wohnhaft zu Bizoton in derselben Gemeinde; 7. Roséide Suméra, dreißig Jahre alt, Wäscherin, geboren auf der Plantage von Grand-Goave, wohnhaft zu Bizoton in derselben Gemeinde und 8. Beyard Prospère, Alter unbekannt, Wäscherin, geboren und wohnhaft zu Bizoton in derselben Gemeinde, Alle wegen des Verbrechens der Zauberei und des Meuchelmordes mit Vorbedacht und Hinterhalt, begleitet von vorhergehender körperlicher Peinigung zur Strafe des Todes!!

Und befiehlt, gemäß Artikel 13 desselben Gesetzbuches, die Hinrichtung der genannten Verurtheilten, welche auf dem öffentlichen Platze des äußeren Kirchhofes Statt zu finden hat.

Gegeben von uns B. Lallemand, Präsident; E. Chery und B. Melete, Richter in öffentlicher Sitzung, am fünften Februar eintausend achthundert sechszig und vier.

Es wird allen Gerichtsdienern befohlen, in Kraft gegenwärtigen Befehl dieses Urtheil zu vollstrecken, allen Gerichtsbeamten bei den Civiltribunalen dazu Beistand zu leisten, und allen Commandanten und anderen Officieren der Armee bewaffnete Unterstützung dazu zu gewähren, wenn sie gesetzlich dazu aufgefordert werden.

Urkund dessen wurde dieses Urtheil unterzeichnet von dem Präsidenten, den Richtern und dem Schriftführer.

Gezeichnet: B. Lallemand, E. Chery, B. Merlet

und J. M. Duvet, Schriftführer.

Nach Verkündigung dieses Urtheils sagte der Präsident zu den Angeklagten:

Es steht Euch durch drei Tage frei, gegen dieses Urtheil zu appelliren, wenn es Euch ungerecht scheint.

Der Staatsanwalt. Gerichtsdiener führt die Verurtheilten in's Gefängniß zurück.

Ende.

Inhalt.

Erster Theil.

Aimard, Gustave,

Die Vaudoux Roman

Bd.: 2

Wien (1868)